Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 10 — Gotha, 18. Mai 1929 — 43. Jahrgang

Inhalt: Der Tröster [Sp. 465] — Sammeln [Sp. 466] — Christentum, Politik, Vaterlandsliebe. Aus vergangenen Tagen [Sp. 468] — Unter Fabrikarbeiterinnen [Sp. 473] — An den ersten deutschen Sonntagskongreß der Nachkriegszeit [Sp. 475] — Die Schuld der Kirche gegen die Welt (Gogarten) [Sp. 478] — Vom Handeln der Kirche. Auseinandersetzung eines religiösen Sozialisten mit Gogartens Schrift [Sp. 485] — Die Zeitungskanzel [Sp. 490] — Der Paritätische Ausschuß [Sp. 492] — Zum Verständnis des Marburger Religionsgesprächs. 1. Der Brief des Honius [Sp. 493] — Von der furchtbaren Hungersnot in China [Sp. 496] — Bücher und Schriften: Sieben Wochen auf der Eisscholle (Behounek); Ein deutscher Heiliger in Rußland (Nötzel); Tolstoj und die Gegenwart (Bulgakov); Die Freiheit des Kolja Iwanow (Kraze); Christus unter der russischen Jugend (Marzinkowskij); Lesskow; Satanismus und Dämonie in Geschichte und Gegenwart (Obendieck); Moraltheologie (Schilling); Das Weib und seine Bestimmung (von Kemnitz-Ludendorff); Hans Thoma, Briefwechsel mit Henry Thode (Beringer); Fünf Hans Thoma-Blätter [Sp. 498] — Vitzliputzli oder die Kunst, Leser zu enttäuschen (Hegemann) [Sp. 502] — Wöchentliche Chronik [Sp. 505] — Aus Zeitschriften [Sp. 507] — Verschiedenes: Osterartikel in einem Sonntagsblatt; Kleine Mitteilungen [Sp. 508] — Jungevangelische Tagung für Kirchenpolitik [Sp. 509] — Versammlungskalender [Sp. 510] — Anzeigen

Der Tröster

Aber der Tröster, der heilige Geist . . . wird euch erinnern alles des, das ich euch gesagt habe.
Der Geist wehet, wo er will, und du höreſt ſein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er führt.
Joh. 14, 26. 9, 8.

Luther hat nicht ganz richtig übersetzt: der Tröster. Aber es ist schön, und auch nicht ganz falsch.

Und wir haben auch nicht genau übersetzt: der Geist. Aber es ist doch ganz richtig.

Und wir wollen uns von dem Geiste trösten lassen. Er steht heut nicht überall hoch im Kurs. „Seele" ist heute mehr als „Geist". Das wechselt. Aber wir brauchen den Tröster Geist. „Komm, Heiliger Geist!"

Man schilt uns oft einen Optimisten. Schilt: „Optimisten". Man sollte froh sein, daß es noch Optimisten gibt. Denn es ist wahr: „Die Welt liegt im Argen." Und wir alle, wenn wir nicht leichtsinnig sind, haben es schwer.

Aber was hält uns aufrecht? Was macht uns immer wieder froh? Was stärkt uns die Kräfte, daß wir „wandeln und nicht müde werden"? Was „tröstet" uns?

Der Geist. Der Heilige Geist. Vom Vater gesandt in Jesu Namen.

Einmal, indem er uns erinnert an das, was Jesus gesagt hat. Damit lehrt er uns alles, was wir brauchen. Alles. Nämlich nicht in dem plumpen, buchstäblichen Sinne: nicht lehrt er uns das Einmaleins oder das Alphabet. Nicht wie wir essen und trinken, uns anziehen, den Acker bauen sollen, und dergleichen. Dafür haben wir unsern Verstand und für ihn andre Lehrmeister. Aber das, was wir darüber hinaus brauchen, was wichtiger ist als das tägliche Brot, was unser Menschentum erst vollendet, indem es uns zu Gottes Kindern macht: alles, was uns erlöst, aus Erdennot und eigener Schwachheit emporreißt in eine reinere, seligere Sphäre, das alles lehrt uns der Heilige Geist. Und erhält uns so das Erbe Jesu, ja mehrt es uns.

Denn zum Zweiten: das ist nun nicht eine starre Tradition. Das ist ein immerwährender Wandel. Das ist unaufhörlich neu schaffendes Leben. Alte Formen, alte Sprüche — Gott sei Dank, ja. Sie strahlen ewiges Licht aus, auch wenn man es ihnen auf den ersten Blick kaum noch ansieht und Viele achtlos daran vorübergehn. Aber dazu immer Neues. Neues, aus dem Alten geboren. Neues zum Alten hinzu. Jeder werdende Tag eine Offenbarung Gottes. „Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch." Da ist kein Ruhen der ewigen Güte, der ewigen Schöpfung, Erlösung, Heiligung.

Und das zeigt uns der Tröster auch. Derselbe Geist, der von Jesus her bei den Seinen ist. Und der von Ewigkeit her war und in Ewigkeit sein wird. Er zeigt uns, da wir im dürren Lande wandern, die heimlichen Quellen. Sie sprudeln unermüdlich dem, der Heiligen Geist hat. Ja der darf immer neue entdecken. Wo Andre nur Unglauben sehen, darf der Glauben wahrnehmen. Wo Andre nur Unsittlichkeit, spürt der ein Gutes im Spiel. Wo lauter Unvernunft um ihn her, erkennt der ewige Weisheit. Wo Berufene schweigen, hört der die Steine schreien. Unter Feinden findet der Brüder. Er bricht durch den Schein zur wirklichen Wirklichkeit. Unter Niederlagen, die ihm genug zu schaffen machen, fühlt er den Sieg des Reiches. Psalm 110, 2.

Einem Winde ist der Geist verglichen. Zuweilen umweht er uns sanft (wie eine Mutter ihr Kind tröstet). Öfter umbraust er uns als ein Sturm (auch dann ein Tröster) rauh, kräftig — und so gesund! R

Sammeln!

Weiß steht im Reich des Geistes das Feld zur Ernte, aber immer und immer fehlt es an Arbeitern.

Merkwürdig: es fehlt nicht an Säeleuten; gesät wird so reichlich, daß noch genug für die Vögel des Himmels übrig bleibt und selbst die Dornen ihr Teil abbekommen, obwohl von vornherein feststeht, daß sie keinen Weizen ausreifen lassen werden.

Aber an Erntearbeitern fehlt es. Ernten heißt: Blick für Reife haben, Reifes verbinden, vom weiten Felde in konzentrierende Scheuern schaffen, mit einem Worte: Sammeln. —

Wenn an Erntearbeitern Mangel ist, so bedeutet das also: Es fehlt uns an Neigung oder Fähigkeit, die Fülle von Reife um uns her zu sehen. Zweitens: Es fehlt uns an Willigkeit, uns dieser Arbeit zu widmen und uns aus einer minder wichtigen zu lösen. Und drittens: Es fehlt uns überhaupt das Verständnis für die ungeheure Tragweite des Begriffs: Sammeln.

Wir sind Meister der Zersplitterung und Zerstreuung. Häufig uneins mit uns selber, sind wir auch in unserer natürlichen Lebensart gegeneinander mit auseinander strebenden Tendenzen geladen und vermögen nur in seltenen Fällen später, leider viel zu später Abgeklärtheit einen aufs Verbindende gerichteten Standpunkt einzunehmen. Wir halten uns mit Fliegenfangen auf, wo wir einen Tiger zur Strecke bringen sollten. Es mag sich um weltanschauliche, religiöse, künstlerische, politische oder sonstwelche Angelegenheiten handeln: kaum hat Jemand halbwegs sein ABC gelernt, so bildet er eine Sondergruppe und trennt sich von denen, die die Buchstaben ein wenig schräger oder steiler schreiben.

Das sind Kindereien. Im wortwörtlichsten Sinne: man sieht sich selber groß und sieht dafür den kosmischen Menschen, den Menschensohn nicht. Denn der sohnshafte Zug

fehlt noch. Daher so wenig Ver-söhn-liches in der Anlage des gegenwärtigen Menschentypes, so wenig großer Charakter. So wenig Fähigkeit, über Zäune, Namen, Riten, Dogmen und menschliche Bindungen hinwegzusehen.

Es ist klar, daß alles Sammeln bei der eigenen innersten Sammlung zu beginnen hat. Nur wer bereit ist, sich heute auf höhere Gesichtspunkte als sein persönliches Stückchen Himmel zu konzentrieren, hat die Fähigkeit, ein Erntearbeiter des Geistes, ein Einsammler, ein Berger zu werden.

In ihm lodert es wie ein unabläßiges Beten auf: „Herr, sende Arbeiter in deine Ernte!" Er wird sich selbst seiner Sendung klar und trägt dazu bei, daß auch Andere es werden. . . .

Denn so „übersetzt" die Schrift selbst das Wort beten: „Wer bittet, der nimmt!"

Wie nehmen wir die Menschen? Sehen wir in ihnen allzumal Gottentsendete, die hier einen Sonderdienst zu leisten haben? Einen Dienst, den zu verhindern sich die Mächte des Mammons und Ungeistes alle Mühe geben. Niemand ist da, der nicht gesandt wäre, Niemand, der mehr oder weniger gesandt wäre als der Andere.

Aber Alle mehr oder weniger abgedrängt von ihrer wahren Sendung.

Da ist einer mit großen organisatorischen Gaben. Während des Krieges litt er unter dem großen Unrecht, das sich Menschen tun. Er gelobte: Komme ich nach Hause, dann soll es ein kampfesfrohes Leben für Ideale des Geistes werden. Er wäre der Mann gewesen, eine Zeitung für Unterdrückte zu finanzieren und vieles andere kulturell Wertvolle zu tun. Heute fabriziert er Zigaretten, und sein Erbauungsbuch ist der tägliche Kurszettel. Aus einem Gottesfunken ist ein schaler Witz für des Teufels Zyniker geworden.

Da sehe ich Maler, Künstler, Redner, Schriftgewaltige, einst voll flammenden Geistes für Wahrheit und Recht, — heute Vertragspartner ihres einstigen Todfeindes, Säulenträger der Philister, Postulate der erbärmlichsten Schwäche und Konzessionswilligkeit.

Keine Erntearbeiter. Die große Ernte interessiert sie kaum noch. Man hat sie engagiert für die Zwecke kleiner Füchse, denen sie nun mit ihrem Beruf dienen. Man denke: Be-Ruf —

Flucht vor der großen Sendung.

Dennoch: nicht Alle. Oder: in Allen noch ein Warten, ein Fragen, ob noch Etwas komme, oder ob das Alles gewesen sei: heute noch registrieren, wie Bochumer Stahl notiert oder angewidert um eines Publikums Gunst auf den Brettern buhlen und morgen in den Sarg fallen, als sei überhaupt keine Möglichkeit auf Erden vorhanden gewesen, ein wenig mehr als Karikatur von Mensch zu werden.

Hallo, Menschenbrüder, — soll das durch alle Generationen so weitergehen? Sollen eure Kinder und Enkel auch so ihre Sendung, ihre Berufung verfehlen?

Gab nicht Allnatur, wie ihr sie heißt, allem Elterlichen Erbarmen für die eigene Brut mit auf den Weg? Ist aus eurem Erbarmen nichts geworden als Erbärmlichkeit, wie sie in all eurem Scheindasein zum Ausdruck kommt?

Nein, es ist auch heute noch so: am Markte stehen die Wartenden und sprechen: Es hat uns niemand gedinget.

Ihr Wartenden in aller Welt seid heute die Großmacht, wenn ihr hingeht und eure Kräfte der großen Einerntung zur Verfügung stellt. Laßt euch in tiefster Inbrunst sagen: Die Ernte ist reif! Sammelt Menschen um euch, konzentriert euch mit ihnen auf die ewigen Dinge und Gedanken der Wahrheit, dann seid ihr recht gedinget. Ringet um Liebe, die sich opfern kann, schüttelt die Reserviertheit ab, fleht um heiligen, flammenden Geist. Wir brauchen eine neue Armee des Heils, ohne Pauken und ohne seelische Beeinflussungsmittel, aber voll durchgeistigter Hingabe an das Werk der Ernte. Wo ist die erste Pionierkompagnie? Wer ist bereit zu marschieren? Gläubige Menschen, ich habe abgegriffene religiöse Ausdrücke vermieden; gebt auch eure Antwort nicht mit Worten, die euch zu leerer Gewohnheit geworden.

Berlin W Müller-Gordon

Christentum, Politik, Vaterlandsliebe

Eine Stimme aus vergangenen Tagen (1867, 1871)

1. Konservativ und fortschrittlich. Monarchie und Republik

Das Verflochtensein kirchlichen und politischen Parteiwesens hat in Deutschland, besonders im östlichen Deutschland, ein solches Maß erreicht, daß darin einer der tiefsten Schäden unserer kirchlichen Zustände gesucht werden muß. Es ist ein wahres Gift, wenn im Namen Christi in Wahlversammlungen und in der Presse für eine politische Partei geworben wird, mag sie nun die konservativen oder die fortschrittlichen Interessen vertreten, und wenn die Zeugen des Evangeliums ihre Rednergabe und ihre Macht über die Gewissen benutzen, um als politische Agitatoren oder Parteiführer aufzutreten. Mögen einige Beispiele für viele reden. Als Bürger halte ich die monarchische Verfassung, namentlich in größeren Staaten, für ein hohes Gut; aber daß dieselbe christlicher sein soll als eine republikanische, ist ein Wahn, der nur durch phantastische Schriftauslegung unterstützt werden kann.

Soll einmal ein idealistischer, auf das politische Leben gar nicht anwendbarer Maßstab gebraucht werden, so wäre wohl die Republik die idealste, einer Gemeinschaft wahrer Christen am meisten entsprechende Gesellschaftsform.

Die Verfassung der ältesten Kirche war, wenn man diesen Ausdruck auf das religiöse Gebiet anwenden will, durchaus demokratisch. Alle die bei uns so oft gepredigten christlich-konservativen Theorien sind ganz ebenso töricht, als wenn Garibaldi im Namen Christi und des Evangeliums eine rein demokratische Republik und die Herstellung der vereinigten Staaten von Europa fordert. Auf diesem Wege können auch die Sozialisten und Kommunisten ihre Ideale aus dem Christentum und der Bibel herleiten.

Noch ein Beispiel, welches eine arge Verwirrung in vielen christlichen Kreisen aufdeckt. Ich meine die Art, wie die tiefe und herrliche Idee des Königtums von Gottes Gnaden ausgebeutet wird im Parteiinteresse. Wenn dem Christen der Grundsatz als heilig gilt: Wo Obrigkeit ist, die ist von Gott geordnet — so ist in monarchischen Staaten allerdings der Träger der Krone der vornehmste Gegenstand der Pietät und Treue; aber die gesetzlich bestehende Volksvertretung ist in den Grenzen ihrer Befugnis ebenso ein Glied in der heiligen Gottesordnung, wie die Regierung; die Volksvertretung ist in ihrem Teile ganz gleicher Weise von Gottes Gnaden ein Teil der gesetzgebenden Gewalt, der ohne Sünde nicht widerstrebt werden darf, wie die Krone.

Es sollte darüber unter Christen kein Wort nötig sein. Und doch wie Viele, die namentlich in Preußen christliche Gesinnung und konservative Grundsätze vermengen, ahnen nicht, welche Verwüstungen sie mit ihren Theorien in dem sittlichen Bewußtsein des Volkes anrichten, welche Heuchelei und Frömmelei sie groß ziehen, auf welche falschen Stützen sie den Einfluß christlicher Wahrheit gründen, wie sie das Christentum gleichsam monopolisieren für eine kleine, aber einflußreiche Partei und dadurch das wahre Christentum vielen ernsten und empfänglichen Gemütern unkenntlich und ärgerlich machen, weil dieselben es nur in der Gestalt unverständiger Vertreter sehen! Auch hier findet das Wort des Herrn von den Ärgernissen Anwendung.

In umgekehrter Richtung, aber ebenso verderblich verfahren die, welche die auf politischem Gebiet beliebtesten Schlagwörter, wie „Bildung" „Freiheit" „Fortschritt"

„Wissenschaftlichkeit" anwenden, um auf die christliche Kirche ein Schema der modernen politischen Gesellschaftsordnung zu übertragen und dem religiösen Leben völlig fremde Interessen und Ansprüche unter allerlei Vorwänden in die kirchlichen Kämpfe hineinrufen, um auf dem Weg der Demagogie ihre Wünsche schneller erfüllt zu sehen. Die Kirche ist eine von Gott gestiftete, für himmlische Zwecke mit geistlichen Kräften arbeitende Institution, und weder eine Demagogenhalle noch eine Philosophenschule. Das Christentum soll nicht in die konservativen oder fortschrittlichen Interessen der politischen Parteien verflochten werden.

2. Die Politik und der Pfarrer

Namentlich ist es der Geistlichen Aufgabe, sich vor beiden Abwegen zu hüten und überhaupt in der Beteiligung an dem politischen Leben Zurückhaltung zu beobachten. Als Bürger wird auch der Pfarrer gemäß seiner politischen Überzeugung seinen Pflichten, auch den Wahlpflichten, nachkommen, als Vertreter der sittlichen Wahrheiten wird er gelegentlich gewissenhaftes, treues und patriotisches Verhalten in allen vaterländischen Angelegenheiten empfehlen in der Predigt wie in der Seelsorge; aber an der Spitze und in die Mitte der politischen Parteibestrebungen wird er sich nur ausnahmsweise dann begeben, wenn ihm besondere Gaben und politische Einsicht diese Beteiligung zu einer persönlichen Berufspflicht machen, die von seinem geistlichen Amte ganz unabhängig ist. Es werden das nur seltene Ausnahmen sein, und einigermaßen wird der geistliche Beruf immer darunter leiden. Wo es aber geschieht, hat der im politischen Leben handelnde Pfarrer mit seiner Person für seine politische Überzeugung einzustehen und darf nicht das Christentum hinein verflechten. Sicherlich schadet der Geistliche dem Einfluß des Heilswortes auf die Gewissen, wenn er mit religiös gefärbten Theorien, statt mit sachlichen Gründen, als politischer Parteimann auftritt.

Selbstverständlich ist, daß gläubige Christen womöglich einen frommen Mann, der auch für die Kirche ein Herz hat, als ihren Vertreter auszusenden wünschen. Aber das führt nur zu einem der Person und ihrem sittlichen Wert geltenden Urteil. Heillos ist es hingegen, wenn es heißt: Ihr müßt konservativ wählen, sonst ist das Christentum bedroht. Heillos ist es, wenn sogar die Kanzel zu Wahlumtrieben benutzt wird. Wenn wir diesen alten Sauerteig nicht ausfegen aus unserer kirchlichen Praxis, so entfremden wir das Volk, auch die Ernstesten im Volke, mehr und mehr dem wahren Christentum.

3. Falsche Vaterlandsliebe

Dem Christen kann nicht, wie den Edelsten der Alten, das irdische Vaterland das höchste Gut und dessen Wohl das höchste Gesetz des Lebens sein. Das Vaterland ist der Liebe zum Herrn untergeordnet. Und da es kein Gebiet des menschlichen Lebens gibt, welches die Sünde nicht verunreinigt, so steht die Vaterlandsliebe des Christen in unvermeidlichem Gegensatz zu Unarten und Verkehrtheiten, die an dem Patriotismus des natürlichen Menschen haften. In diesem regt sich eitle Eigenliebe, hochfahrende Ruhmredigkeit, unbändige Begehrlichkeit, selbstgerechte Blindheit für die Fehler des eigenen Volkes und ungerechtes Richten und Schelten über angrenzende Völker, denen ihre Eigentümlichkeit, ihre Ehre und ihr Besitz ebenso wert sind als uns die uns von Gott verliehenen Güter. Namentlich in Zeiten inhaltsschwerer Kämpfe, welche für Menschenalter über die Geschicke der Völker entscheiden, werden eben die Leidenschaften, welche wir im Verkehr mit den Einzelnen meiden und tadeln, von vielen zum echten Patriotismus gerechnet. Der Jünger Jesu muß auch hier erweisen, welchen Geistes Kind er ist. Er sorgt und kämpft mit für des Vaterlandes Sicherheit, Ehre und Gut, er entzieht sich dem begonnenen Kampfe auch da nicht, wo er selbst ihn lieber vermieden hätte. Aber nur mit Zurückhaltung und Unterscheidung stimmt er in den Ruf derer ein, welche die eigene Fahne mit heiligen Wahlsprüchen zieren, während sie die des Gegners mit Schmutz bewerfen. An dem Schelten und Eifern kann er sich nicht beteiligen, welches hier nur Licht, dort nur Finsternis sieht. In Gott gilt seine Liebe dem Vaterlande, aber sein Haß der Sünde bei Eigenen und bei Fremden. Er weiß, daß die Reiche dieser Welt den gemischten Charakter des natürlichen Menschen an sich tragen. Der Krieg bleibt die unseligste und demütigendste Folge und Erscheinung des sündlichen Verderbens in der Menschheit, und so wenig sich der Christ demselben entziehen darf, wenn das Vaterland in Gefahr ist, so kann er doch keine Freude daran haben. Seine Sorge ist aber nicht nur, sich von der Ungerechtigkeit und Verblendung unbefleckt zu erhalten, sondern auch das brüderliche Band mit allen, die den Herrn Jesus lieb haben, zu bewahren, so schwer dies in der Zeit nationaler Kämpfe werden mag. Mit ihnen weiß er sich über diese Weltzeit hinaus für die Ewigkeit zu einem Reiche berufen, ja in einem Vaterhause verbunden. Dies Band der Gotteskinder sollte nicht darunter leiden, wenn das getrennte Vaterland in verschiedene Lager stellt. Das Beten, Reden und Handeln der Jünger Jesu muß derart aus einem Geiste sein, daß auch unter den politischen Kämpfen die Gemeinschaft möglich bleibt, und darin muß sich gerade bewähren, daß der Geist, der in uns ist, stärker ist als der Geist der Welt.

Ähnliches gilt für die Parteikämpfe innerhalb des eigenen Vaterlandes. Die widerstrebenden Wünsche und Interessen sind immer bemüht, was sie vertreten, mit göttlichem Recht, mit sittlicher Wahrheit, mit christlicher Ordnung in Eins zu setzen. Daher gehässige Beschuldigungen von beiden Seiten und die Versuche, der Gegner Gesinnung um ihrer Ansichten willen zu verdächtigen! Der Christ weigert sich, in diesen Ton als einen patriotischen einzustimmen, weil er ein unchristlicher ist. Mit Jesus tritt sein Jünger allem pharisäischen Wesen schärfer entgegen als der irregeleiteten Menge in ihrer Gottentfremdung. Wir haben in den letzten Jahren in uns selbst das Feuer der Leidenschaft empfunden, welches die Quellen unseres Redens und Handelns entzündet und befleckt. In gewaltigen Strömungen mit fortgerissen, haben wir es an uns erfahren, daß die Zunge eine Welt von Ungerechtigkeit ist und kein Mensch sie im Zaume halten kann. Wie wenig gelang es uns, allenthalben in erregter Zeit die Weisheit von oben her nach Jakobus 3 zu betätigen, oder auch nur im Verkehr mit christlichen Brüdern sie zu bewahren!

Daher tritt die Frage an uns heran: Ist es nicht besser, man läßt die Welt gehen, wie sie geht, und wartet des Herrn? Haben wir als Jünger Jesu nicht Wichtigeres zu denken und zu tun, als uns an den vaterländischen Interessen zu beteiligen? — Wenn wir der Sünde dadurch zu entgehen meinen, daß wir das Gebiet meiden, in welches wir sie hineintragen, so ist das Trägheit und Feigheit, welche den Dienst Gottes und die Überwindung der Welt in der Zelle statt in der Welt Gottes sucht. Gleichgültig gegenüber dem Gemeinwohl und unzufrieden über das Gemeinwesen leben viele ihren persönlichen und häuslichen Interessen. Alles im Christentum widerstrebt solchem unpatriotischen Wesen.

4. Christliche Vaterlandsliebe

Das Vaterland war eher als ich, und ehe ich wählen konnte, hat es mich getragen und genährt, geschützt und gebildet, und ich gehöre ihm an, solange Atem in mir ist. Nicht aus Pflicht, nicht aus Dankbarkeit allein, nein weil mein Leben in ihm wurzelt, hängt mein Herz am Vaterlande ähnlich wie am Vaterhause, sein Wohl und sein Wehe ist mein eigenes, seine Ehre und seine Schande die

meine. Ich liebe es so, wie es ist, mit seinem Licht und seinem Schatten, und wie ich seine Güter und seine Ehre begehre und mir zueigne, so will ich auch seine Lasten und seine Wunden als eigene tragen. Ich liebe es in seiner an Freuden und Leiden erinnerungsreichen Vergangenheit, in seiner lebendige Teilnahme beanspruchenden Gegenwart, in seiner bald Sorge, bald Hoffnung erweckenden Zukunft. Dem Christen ist sein Vaterland, so wie es ist und besteht, ein von Gott verliehenes Gut, welches ihm von Tag zu Tag weit mehr Segen vermittelt, als unser undankbares und unzufriedenes Herz anerkennt.

Wahres Beten ist die lebensvollste und wirksamste Tätigkeit des Christen; obwohl sie sich nach ihrer Quelle und Wirkung der Wahrnehmung entzieht. Wie er sein eigenes Reden und Tun durch Gebet bewahrt und reinigt, so ist es ihm ein Trost, auch auf Gebieten, wo sein Wort und sein Arm nicht hinreicht, mittätig zu sein durch treue Fürbitte. Namentlich wo Sünde und Unverstand Unheil im Vaterlande anrichten, da bleibt er langsam zu reden und langsam zum Zorn, aber er betet, und statt mit unbefugtem Richten und unnötigen Sorgen die Zeit zu verderben, bringt er seine Klage an den rechten Ort. Wie viel reiner und fruchtbarer würde unser Reden und Handeln für das Vaterland werden, wenn wir vor Menschen nur sagten, was wir Gott gesagt haben. Darüber müssen wir aber wachen, daß wir fleischlichen, unheiligen Patriotismus nicht in unser Gebet hineintragen. Im Gebet die vaterländische Sache ohne Weiteres mit der Sache Gottes und Christi in Eins zu setzen, ist fleischlich und verkehrt; es liegt in der Anwendung der Gebete Israels zu seinem Gott für uns innerhalb der Völkerwelt eine Gefahr, vor der den Christen sein himmlischer Sinn bewahren muß. Wie viel traurige Erfahrungen haben wir in dieser Hinsicht in den letzten Jahren machen müssen! Christen konnten nicht nur nicht mehr miteinander beten, sondern beteten widereinander. Um dieser Gefahr willen scheint es mir geboten, zurückhaltend und vorsichtig zu sein in der öffentlichen Teilnahme christlichen Betens an den politischen Ereignissen, um so anhaltender aber im Verborgenen alles Wirken für das Vaterland auf Beten zu gründen.

Der allen Christen gemeinsame Beruf besteht darin, der bestehenden Gewalt Gehorsam zu leisten und ihr, solange sie besteht, Treue zu bewahren. In Zeiten gewaltsamer Übergänge, wo man zwischen der rechtmäßigen, aber gebundenen Macht und zwischen der willkürlichen, aber zwingenden Macht zu entscheiden hat, und wo die gesetzliche Ordnung des Volkswesens und das Befehlen der herrschenden Personen in Gegensatz zueinander treten, wird es den Einzelnen oft sehr schwer sein, ohne Menschenfurcht und Eigenwillen zu erkennen, wem als der „bestehenden Gewalt" der Gehorsam gebührt. Aber darüber läßt die Schrift keinen Zweifel, daß dieser Gehorsam nicht abhängig ist von dem Urteil über rechtliches oder unrechtmäßiges, weises oder unweises Handeln der Gewalthaber.

Die unruhigen, leidenschaftlichen Kämpfe, welche das öffentliche Leben mit sich bringt, halten viele von demselben zurück; sie meinen entweihten Boden zu betreten. Die Presse, die politischen Vereine sind ihnen zuwider; mit dem Munde beklagen sie sich im Freundeskreise über den unchristlichen Sinn, der die Kundgebungen der öffentlichen Meinung beherrscht, und mit der Tat ziehen sie sich selbst scheu und unmutig von der Teilnahme am öffentlichen Leben zurück. Wer aber nicht an seinem Posten nach Beruf und Gewissen mit handelt, der hat vollends kein Recht, im brüderlichen Kreise über die Welthändel zu Gericht zu sitzen. Trägheit und Menschenfurcht der besser Gesinnten entzieht dem Vaterlande seine besseren Kräfte und manches bewahrende Salz.

Vor allem hat der Christ in seinem Familienkreis das nächstliegende Gebiet, für sein Vaterland zu wirken, patriotischen Sinn im eigenen Hause anzuregen und zu pflegen; und darin haben besonders auch die Frauen die heilige und fruchtbare Stätte patriotischen Wirkens. Daran schließt sich die gewissenhafte Pflichterfüllung in der persönlichen Berufsstellung; je tüchtiger er seinen nächsten Berufskreis ausfüllt, desto wertvoller wird seine Arbeit für das Vaterland.

Der Beruf, für das Vaterland zu wirken, erweitert sich über den Kreis der nächsten, eigentlichen Berufsarbeit hinaus. Der Christ ist hier zum Handeln berufen, soweit seine Begabung und Kraft reicht, und soweit seine persönliche Lebensführung ihm den Ort anweist, seine Kräfte zu verwerten. Hier hört jede allgemeine Regel auf.

5. Christliche Politik

Die Christen werden selbstverständlich wünschen und erstreben, daß christlicher Sinn und Wandel im Volke Eingang gewinnen. Aber dieser Wunsch muß sich in kirchlichem, nicht in politischem Handeln betätigen. Das politische Gemeinwesen hat weder Verheißung noch Verantwortung, weder Macht noch Kraft, die Menschen für das Himmelreich zu erziehen. Buße und Glaube, Liebe und Hoffnung hören auf, dies zu sein, wenn sie im Namen des Gesetzes von Staats wegen gefordert werden. Dagegen Gewissensfreiheit, Schutz der Kulte, Zucht in Haus und Schule fordert der Staat im Namen des Gesetzes. Die staatliche Ordnung muß der Herzen Härtigkeit in Anschlag bringen und fordert gesetzlich nur, was in der gegenwärtigen Menschenwelt erreichbar und zur Ordnung des irdischen Lebens erforderlich ist. Was Jesus (Matth. 5—7) als Bewährung himmlischen Sinnes verlangt, das kann nicht der entscheidende Maßstab für die Gesetzgebung unter christlichen Völkern sein. Daher beschränkt sich die christliche Vaterlandsliebe in ihrem politischen Handeln darauf, daß Gesetzlichkeit und Rechtlichkeit, frommer und gemeinnütziger Sinn gepflegt werde und alle sich mit ihren Gütern und Anlagen als fruchtbare Glieder dem Ganzen einfügen. Unser Handeln wird um so wertvoller und fruchtbarer, als unser Wertschätzen die Mittelstraße zwischen selbstsüchtigem Materialismus und phantastischem Idealismus einhält und Gottes Wille und Werk in der irdischen Fleischeswelt in das Auge faßt.

Die Zurückhaltung der Geistlichen und der Gläubigen von der modernen Kultur und den sozialen Aufgaben ist vom Übel. Die Kirche muß freundlich, teilnehmend, reinigend und heiligend in allem stehen, was das Volk bewegt und treibt. In gewissem Sinne muß christlicher Patriotismus beides sein, konservativ und dem Fortschritt zugetan; beiderlei Gesinnung ist von den politischen Überzeugungen über bestimmte Fragen ganz unabhängig. Ein Ideal vollkommenen Gemeinlebens fordern und hoffen wir von der Erde nicht. Das Vaterland, wie wir es jetzt haben und lieben, hat keine Verheißung, es kann blühen und untergehen, kleiner und größer werden, und keine bestehende gesetzliche Form des Gemeinwesens hat die Weihe ewigen Rechtes und die Bürgschaft bleibender Währung. Vergessen wir nie: nur das Reich Christi hat unvergängliche und unbefleckliche Güter und die Verheißung ewigen Bestandes.

Hermann von der Goltz †

Liest man die obigen Worte des einstigen Leiters der preußischen Landeskirche, so klingen sie als ob der verewigte Verfasser in Sorge um sein Kirchenvolk mahnend und bittend sein Wort an uns richtete, die wir durch den Weltkrieg, durch Revolution und Parteikampf entzweit sind. Seine Stimme aus fast verwehter Vergangenheit ruft zur Versöhnung und zum Frieden; er mahnt eindringlich zu der so schweren Kunst, das Christentum der Wahrheit nach über Politik, Parteien und Vaterland zu setzen. Seine Worte haben zeitlosen Ewigkeitswert und sind darum in allen Zeiten zeitgemäß.

Geschrieben sind sie in Basel *) in einer Zeit, die gleichfalls Krieg

*) Vgl. die Artikel von RGG[1] und [2], RE [3] Bd. 23, Biogr. Jahrb. Bd. 11. Hermann Freiherr v. d. Goltz, 1835 geboren, wurde 1861 Gesandtschaftsprediger in Rom, 1865 Professor der Theologie in Basel, 1873 in Bonn, 1876 in Berlin, hier zu-

und Revolution (von 1866 und 1870, denn 1866 kann als Revolution von oben betrachtet werden) soeben erlebt hatte. Ihr Fundort sind heute vergessene und schwer erhältliche Schriften. Nr. 1—2 stehen in dem Aufsatz „Der kirchliche Friede im deutschen Reich“ in der damals bei F. A. Perthes in Gotha erscheinenden Zeitschrift „Deutsche Blätter. Eine Monatsschrift für Staat, Kirche und soziales Leben“ November 1871 S. 103—105. Nr. 3—5 sind eine verkürzte Wiedergabe einer 1866 geschriebenen (anonym herausgegebenen), jetzt sehr seltenen Schrift: „Die Vaterlandsliebe in Sinn und Wandel der Christen. Ein Wort zur Verständigung unter Brüdern im Glauben.“ Gütersloh, Bertelsmann 1867.

Die fünf Überschriften stammen von mir. Nr. 1 ist mit Rücksicht auf den Konflikt zwischen Abgeordnetenhaus und Bismarck als Ministerpräsident geschrieben. Es darf auf Grund unveröffentlichter Briefe des Verfassers hinzugefügt werden, daß v. d. Goltz 1866 zu den Vielen gehörte, von denen Georg Kaufmann in seiner „Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert“, 1900, S. 573 schreibt: „Immer dunkler und gewissenloser erschien dem Volke die Gestalt des Ministers.“ Er schreibt am 17. 6. 1866 aus Basel an seinen Vater: „Man möchte wohl Bismarck zujauchzen, wenn er Deutschlands Einheit erreicht, aber ‚man möchte wieder weinen, daß dieser selbe Mann den moralischen Boden, das große Werk auszurichten, unterwühlt hat. Seine Fehler können schwer gut gemacht werden, selbst wenn der Wille da ist; aber das Bedürfnis, etwas gut zu machen, scheint er nicht zu empfinden. Daher kann ich nur mit bangem Empfinden unserer nächsten Zukunft entgegensehen‘.“ Auch v. d. Goltz hat sich dann mit Bismarcks Politik ausgesöhnt. Er spricht in den folgenden Briefen von moralischen Erfolgen und moralischen Eroberungen, die die Regierung gewonnen habe. Seine Rektoratsrede von 1872 „Über sittliche Wertschätzung politischer Charaktere“, gleichfalls in den „Deutschen Blättern“ 1872 und separat bei F. A. Perthes erschienen, mahnt zur vorsichtigen Schätzung politischer Charaktere. Ohne daß Bismarck genannt wird, ist sie doch ein Zeichen seiner Umstellung.

Zu Nr. 3 ist zu bemerken, daß nach dem Kriege von 1866 im Kreise von Welfischen Hannoveranern gesagt wurde, es sei jetzt an der Zeit, die Rachepsalmen zu beten. Auf Grund der unveröffentlichten Briefe von v. d. Goltz aus Basel, in die ich durch die Güte meines verehrten Freundes Eduard v. d. Goltz Einblick nehmen durfte, erkennt man, daß H. v. d. Goltz mit dem, was er hier als wahre Vaterlandsliebe gezeichnet hat, in seinem persönlichen Leben Ernst gemacht hat. Auch das darf im Blick auf die Ausführungen in Nr. 4 gesagt werden, was sich ohne Kenntnis der Briefe der Mitteilung entziehen würde. Von der Goltz war ein Beter, der auch in Fürbitte alles, was ihn an persönlichen Erlebnissen, an Berufsarbeit und im öffentlichen Leben bewegte, vor Gott aussprach. Er nahm in Basel an einem kleinen Kreise von Männern teil, die sich monatlich zu einer vertrauten Gebetsgemeinschaft vereinigten. Hier liegen die Wurzeln der Kraft dieses Mannes, der nie die eigene Ehre gesucht, der schon früh mit großer Klarheit, Ruhe, Besonnenheit die verworrenen politischen und kirchenpolitischen Ereignisse betrachtet hat.

Basel Johannes Wendland

Unter Fabrikarbeiterinnen

Lieber Herr Pfarrer.

Es freute mich sehr, daß Sie in Ihrer Landgemeinde sich für die Großstadtprobleme weiter interessieren, und ich will Ihnen gern berichten von dem, was ich während meiner Fabrikarbeit in Bezug auf Kirche und Religion von meinen Kolleginnen erfahren habe. Es ist ein trauriges Bild, was ich bekommen habe, und das einzig Positive ist ganz negativ, nämlich daß sie die Kirche hassen, hassen mit einer Intensität, wie es nach dem, was sie sagen, gar nicht zu verstehen ist, und es ist so, daß, wenn dieses Thema einmal aufkommt, sich alles, was davon hört, beteiligt mit der größten Erbitterung. Ich weiß nicht, ob Sie sich vorstellen können, wie hilflos man diesem Haß besonders bei Frauen gegenübersteht, denn es werden die widersprechendsten Argumente angeführt, die sich eigentlich gegenseitig aufheben würden. Man kann darum keine Behauptung entkräften wollen, die Gegenbehauptung würde nur das nächste Mal als weitere Waffe benutzt. Ich mußte dies als Einleitung sagen, denn wenn man diesen Haß als Unterton nicht kennt, wundert man sich, daß überhaupt davon gesprochen wird.

Als ich noch nicht lange dort war, wurde ein Zettel, schön auf ein Brettchen aufgeklebt, herumgegeben: „Wer jetzt vor dem 1. April noch aus der Kirche austritt, spart ¾ Jahr Kirchensteuern, er muß dann nur noch bis 1. Juli bezahlen sonst bis 1. April 1929.“ Von wem es ausging, war nicht herauszubringen, aber von einer offiziellen Stelle der Fabrik sicher nach der Aufmachung. Daran schloß sich das erste Gespräch über die Kirche an, meine Nachbarin sagte, sie hätte schon immer mal austreten wollen, aber man muß ja selbst hingehen und sie wüßte nicht wohin, und außerdem lohnte es sich nicht, extra deswegen sich ein paar Stunden in der Arbeit freigeben zu lassen. Außerdem bezahlte sie ja die Kirchensteuern sowieso nicht, sie legte immer eine Mahnung auf die andere und wenn jemand pfänden wollte, fände er nichts, denn sie wohnt bei ihrer Schwester. Ihre Schwester sagte auch immer, wenn die Leute für die Kirche Geld brauchten, sollten sie doch Eintritt nehmen, und die Anderen, die doch nichts davon wissen wollten, in Ruhe lassen, und es wäre überhaupt besser, die Kirchen abzureißen, und an ihrer Stelle Wohnhäuser zu bauen. Von der Kirche haben sie überhaupt noch nie etwas gehalten, nur ihre Mutter hat sie immer in den Kindergottesdienst geschickt, aber sie sind nicht hingegangen, und weil die Mutter dann wissen wollte, was „gepredigt“ worden sei, hätten sie immer Kinder dort abgefangen und haben sie ausgefragt. In die Kirche hinein sind sie nur zum Spielen gekommen. Sie waren bekannt mit der Tochter eines Pfarrers, und die hat immer aufgeschlossen und da haben sie immer in der Kirche gespielt, das sei sehr schön gewesen, bis auf einmal der Pfarrer dazu kam und seiner Tochter eine salbungsvolle Rede hielt, wie sie im Gotteshaus spielen könne.

Sehr erbost waren alle in der Karwoche, daß in ihrem geliebten Radio die ganze Woche nur fromme Sachen gespielt wurden, nicht ein einziges Mal Tanzmusik, immer so von Jesus Christus, sie hätte ihn noch nie gesehen, sagte meine Nachbarin, und sie glaubt nur, was sie gesehen hat. Man muß ja auch endlich mal vernünftig werden, als Kind glaubt man es, aber ein aufgeklärter Mensch glaubt so was doch nicht. (Aber an Traumbücher und vor allem an Kartenlegerinnen glauben fast alle fest.)

Ein ander Mal erzählte sie von ihrer Nichte, sie hat eine Lehrerin, die die Kinder ganz verrückt macht. Auf einmal fing das Kind an, bei Tisch zu beten, bis sich seine Mutter das energisch verbat. Aber dann hörte diese eines Abends, daß bei den Kindern noch gesprochen wurde und fragte, was brubbelst do denn da? und als sie hörte, daß das Kind betete, hat sie es mächtig ausgeschimpft über solche Dummheiten, sie hätten das alle auch nicht getan, und ihm Schläge angedroht, wenn sie es noch einmal hören sollte.

Am schlimmsten war es an einem Nachmittag, kurz eh ich ging. Meine Nachbarin wollte allen beibringen, daß ich heirate und deswegen aufhöre, und ich wurde natürlich gefragt, wen, und aus lauter Übermut sagte ich, vielleicht einen Pfarrer. Aber da ging es mir schlecht. Vor uns saßen zwei so nette junge Frauen, die beide so lieb und mütterlich sein können, und so viel Rabiatheit hätte ich ihnen gar nicht zugetraut. Geschimpft haben sie auf die Pfarrer und die Kirche und alle, die überhaupt so etwas glauben. Jesus soll der erste Sozialist gewesen sein, darum wurde er diesmal ausgenommen. Ich weiß nicht, ob sich die Pfarrer immer ihrer Verantwortung, die sie als Vorbild der Gemeinde haben, so stark bewußt sind, und auch der Schuld ihrer Amtsgenossen, die sie noch tragen müssen. Denn einmal begangene Fehler werden immer weiter erzählt, gerade weil diese Leute wenig mit Pfarrern in Berührung kommen. So sagte die eine, ihr Mann wurde so geprügelt und sollte fast nicht konfirmiert werden, weil er fragte, wieso Kain zu andern Menschen kommen konnte, wenn es nur Adam und Eva gab. Und die andere erzählte, sie wäre im Konfirmandenunterricht immer die

gleich Propst an St. Petri, bald Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrats, 1892 dessen Vizepräsident, starb 1906. — Der ganze Beitrag mag ein Gruß an den Evangelisch-Sozialen Kongreß sein, obwohl v. d. Goltz niemals ein Freund des Kongresses war. Daran hinderte ihn schon sein Verhältnis zu Stöcker. D H

Erste gewesen, aber bei der Konfirmation wurde eine Andere ihr vorgezogen, weil die reich war und ein schönes Kleid hatte und sie war als Waise sehr ärmlich gekleidet. In dieser Weise erzählen sie manche Geschichten, manchmal hat es gar keinen Sinn, aber der anklagende Ton genügt, um die Andern zu überzeugen.

Etwas was vielleicht den Haß, von dem ich Anfangs sprach, zeigt, war die Verdächtigung, daß die Pfarrer das Geld aus den Opferstöcken nehmen; ich empörte mich dagegen, da kriegte ich es nur noch einmal zu hören.

Rührend war ja, daß die eine junge Frau mitten in diese Anklage hinein mir immer mal versicherte, sie wollte mir ja meinen Glauben nicht nehmen. Aber ihnen ist er sicher durch solche oberflächlichen Argumente genommen worden. Denn das Schlimmste ist ja gar nicht das, was da alles vorgebracht wird, sondern daß einfach jegliche Tiefe fehlt und das Organ, etwas von Gott aufzunehmen. Der Vorwurf, daß die Pfarrer nur bezahlte Arbeit leisten, ist an sich gar nicht so schwer, wie man ihn von uns aus empfindet; kein Arbeiter tut doch etwas, ohne bezahlt zu werden, und man kann für Geld viel verlangen. Und der Pfarrer wird sogar gut bezahlt dafür, daß er an passenden Gelegenheiten von Gott redet, und wer dafür als Pfarrer eine kommunistische Rede hält, ist lächerlich. Aber das Schlimme ist eben, daß Gott nur ein Wort ist, nichts wo etwas dahinter steht. Wie ich an diesem Nachmittag einmal sagte, ohne Gott könnte ich gar nicht leben, da könnte ich gleich ins Wasser gehen, und nachher einmal, dann wäre ich auch nicht in die Fabrik gekommen, erntete ich nur großes Gelächter. Am Schluß meinten sie dann, ich müßte doch jetzt eine große Wut haben, und als ich sagte, ich wäre nur sehr traurig, da verstanden sie das auch nicht. Es ist aber wirklich so, daß man niemals diese Menschen anklagen kann, wenn sie noch so sehr schimpfen und noch so häßlich reden, es bleibt einem immer das Gefühl: vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie reden. Dies soll nichts abschwächen, sondern nur deutlicher zeigen, daß die Leute recht haben, die sagen, wir müssen wieder anfangen, christliche Gemeinden zu gründen in einer Heidenwelt. Und vielleicht war es zur Zeit Pauli noch leichter, weil die Menschen wenigstens glaubten an Götter. Aber der Satz, der immer wiederkehrte und nie widersprochen wurde, zeigt, wie man gar nichts voraussetzen darf: „Es gibt gar kein höheres Wesen" — mit der merkwürdigen Begründung: sonst würde es anders aussehen auf der Welt, und nicht das Gute verschwinden und nur das Böse übrig bleiben.

Hatten Sie ein erfreulicheres Bild erwartet? Ich habe es vielleicht gar nicht fertig gebracht, es so schlimm, wie ich es erlebte, aufzuschreiben.

Mit herzlichem Gruß in der Hoffnung, daß Sie diese Not mittragen und wenden helfen, schließt Ihre

Gertrud Ihme

An den ersten deutschen Sonntagskongreß der Nachkriegszeit

Den Tag des Dreieinigkeitsfestes dieses Jahres habt Ihr gewählt, verehrte Herren Brüder, um ihn für Alle, die mit Euch Anteil nehmen an den brennenden Fragen evangelischen Gemeindelebens, zu einem Tag der Besinnung auf unsere Aufgabe am deutschen Sonntag zu machen. Mit Euch wünscht eine große Zahl im Gemeindeleben stehender Männer und Frauen aller Stände, daß dieser Tag Klarheit, Festigkeit und Weisheit in die Behandlung jener weitverzweigten Fragen bringen möchte, die mit der Pflege heilsamer Sonntagsruhe und wirklicher Sonntagsheiligung zusammenhängen.

Erlaubt mir, das Ergebnis mehrjährigen Nachdenkens über diese Fragen schon jetzt, vorbereitend für die Arbeit des Kongresses, an dieser Stelle auszusprechen. Gewiß haben viele von Euch schon längere Jahre als ich diesen Dingen nachgedacht. Doch werden die Wenigsten in der Lage sein, auf Grund einer in die verschiedensten Kreise gedrungenen Rundfrage zu urteilen, wie es mir durch die Freundlichkeit der Leser der Christlichen Welt und anderer Zeitschriften vergönnt war*). Es haben auch nur Wenige Zeit gefunden zu geschichtlichen Studien über die Vorstufen dessen, was heute das Bild des deutschen Sonntags ausmacht.

Handelt es sich in der Sonntagsfrage darum, eine bestehende, alterprobte christliche Sitte am Leben zu erhalten? Worin bestünde diese Sitte? Schon ein flüchtiger Blick in die Geschichte des Sonntags zeigt, daß es keine ein für allemal feststehende Sonntagssitte gibt, sondern daß das Bild des Sonntags in unablässigem Wandel begriffen ist. Zwar der Sinn des Sonntags steht fest durch alle Zeiten: er ist die Begehung des Tages der Auferstehung Christi, der zugleich mit dem Tag des Schöpfungsbeginns und der Geistausgießung zusammenfällt, also ein wöchentliches Dreieinigkeitsfest. Aber die Sonntagssitte eines altlutherischen Dorfes oder einer altreformierten Stadt und endlich die Sonntagssitte einer christlichen Familie des neunzehnten Jahrhunderts — das sind weithin verschiedene Dinge. Was für unsere gegenwärtige Lage das Wichtigste ist: die Bedeutung des Sonntags für das Leben der Einzelfamilie, die heute fast im Mittelpunkte der Überlegungen steht, ist ein Ergebnis neuzeitlicher Entwicklungen und ist bei Luther noch nicht einmal angedeutet! Der „Gott und der Familie" gewidmete Sonntag, der auf eine Gottesdienststunde unter der Kanzel und im übrigen auf geselliges Beisammensein von Eltern, Kindern und Verwandten eingestellt ist — ihn hat uns Ludwig Richter unübertrefflich vor Augen gestellt —, er ist ein Kind jenes 19. Jahrhunderts, in dem das kirchliche Gemeindeleben schon nicht mehr stark genug war, den Sonntag als ein Ganzes zu gestalten und auszufüllen, wie das in allen Blütezeiten christlichen Lebens der Fall gewesen war; und vor allem: er ist ein Kind des 19. Jahrhunderts geblieben — eine Erscheinung des Übergangs! Etwas Kirchgang und im übrigen häusliche Geselligkeit — das war keine Lösung, die Widerstandskraft hatte gegen die Mächte, die unsere Zeit beherrschen. Ob darum nicht widerstandsfähigere, gemeindemäßigere Formen des Sonntags an seine Stelle treten müssen? Bei meiner Sonntagsrundfrage erhielt ich viele Stimmen der Sehnsucht nach einem wirklichen Sonntag, und nur ein Kreis hatte das Bewußtsein, einen heiligen Sonntag zu haben: die wandernde Jugend! Es ist klar, daß deren Lösung nicht die gesuchte Lösung für die evangelischen Gemeinden, für unser ganzes Volk ist. Immerhin ahnen wir hier, was wirklicher Sonntag für unsere Zeit wäre: ein Tag aus Einem Guß, ein Tag, der ganz aus der Werktagswelt herausrisse, aus der Zivilisationswelt in die Schöpfungswelt, ein Tag der Verbundenheit mit gleichstrebenden Menschen.

Darum scheint es mir, ein Sonntagsbund hätte in erster Linie — noch vor allem Wirkenwollen — die Aufgabe der Besinnung auf ein lebendiges, zeitverwurzeltes und ewigkeitsmächtiges Bild deutscher Feiertäglichkeit, wie es uns heute fehlt. Für diese Besinnung wäre viel zu lernen aus dem Einblick in den Entwicklungsgang des Sonntags**). Wichtig wäre auch, wenn der Kampf zwischen Liberalismus und puritanisch-pietistischem Biblizismus um die theologische Begründung des Sonntags zu einem fruchtbaren Ergebnis geführt werden könnte. Entscheidend ist und bleibt das volle, erlösende Eingehen auf die besonderen Nöte unserer Zeit, unseres wirtschaftlichen, geselligen,

*) Siehe CW 1926, 21, 1066 und 1927, 21, 1006.

**) Vgl. W. Thomas, Die Anschauungen vom Sonntag im frühen Mittelalter. Vandenhoeck und Ruprecht. Im Erscheinen. Derselbe, Der Sonntag im frühen Mittelalter und heute, Monatsschr. f. G. u. k. K., Juni 1929.

gottesdienstlichen Lebens, der Blick in die Wirklichkeit, gleich frei von moralisierendem Groll und schwächlicher Weichheit.

Gewiß kann über solcher Besinnung der Kampf des Augenblicks in Staat, Kirche und Gesellschaft nicht zur Ruhe kommen.

Es gilt Übergriffe abzuwehren, Torheiten zu vereiteln, Gelegenheiten wahrzunehmen, alle Tage. Dafür sollte der Deutsche Evangelische Sonntagsbund die entscheidende Richtlinie aus seinem Namen, d. h. aus seiner Geschichte entnehmen. Er wurde 1916 als überkonfessioneller Bund gegründet, und es war nicht der schlechteste Beitrag zu den damaligen Frankfurter Beratungen, was von römisch-katholischer Seite aus beigesteuert wurde*). Inzwischen hat Rom die Zusammenarbeit in der Sonntagssache untersagt, und wir sind ein deutscher evangelischer Bund geworden. Möchte es uns gelingen, nicht nur weiterhin von katholischer Klugheit und Entschiedenheit zu lernen, sondern anderseits nun auch: loszukommen von dem Vorbild katholischer Staatspolitik in kirchlichen Dingen. Wir haben nicht eine fertige, gottgesetzte Form nach Maßgabe unsers politischen Gewichtes der Welt aufzuzwingen, sondern das Evangelium zu verkündigen als die immer neue Antwort auf die uns aus der Welt entgegentönenden Fragen. Was wir als Forderungen an den Gesetzgeber und an die öffentlichen Mächte herantragen, kann nicht einfach Stütze und Krücke bestehender kirchlicher Einrichtungen sein, muß vielmehr hervorgegangen sein aus einem wirklichen Eingehen auf die Nöte der Zeit und ihre Auswirkung auf unser kirchliches und auf das öffentliche Leben des Staates. Gerade der Kampf um den Sonntag ist geeignet, als Verkündigung einer frohen Botschaft geführt zu werden, wenn wir den Blick dabei auf alle gerichtet sein lassen, die ihn brauchen und nach ihm verlangen. Wir werden dem Staate nicht verschweigen, daß wir Rücksicht auf unsere Gottesdienststunde am Sonntag Vormittag verlangen; aber wir werden ihn darüber hinaus aufmerksam machen auf die für seine eigene Haltung maßgebende Tatsache, daß eine wöchentliche stille Zeit (von wesentlich mehr als anderthalb Stunden!) eine elementare Grundforderung der Volkswirtschaft und leiblich-seelischen Gesundheit ist. Und wir werden das tun nicht in bloßer Anpassung an seine Gedanken, sondern weil wir es für die eigentlich evangelische Haltung in der Politik ansehen, nicht nur an sich selbst und die Vertretung eigener Interessen zu denken, sondern „Fürbitte zu leben" und das sachlich Richtige zu verfechten, eben weil es unserm Volke zum Heile dienen muß und darum seine Aufgabe ist — und auch unsere, wenn wir Politik treiben.

Zwei Fragen noch zum Schluß. Die eine betrifft das englische Vorbild und seine Anwendbarkeit bei uns. Ist es möglich, die Menschheit am Sonnabend sich austoben zu lassen, ohne den Sonntag zum Tag der Schläfrigkeit zu machen? Hat also die Kirche Grund, Feste und Spiele vom Sonntag Nachmittag auf den Sonnabend zu verpflanzen?

Und zum Andern: Ist der Schein einer Unlösbarkeit der Sonntagsfrage nicht dadurch entstanden, daß man von dem Hören der sonntäglichen Predigt etwas erwartet hat, was dadurch niemals geleistet werden kann: nämlich einen Ersatz für die tägliche Verbundenheit der christlichen Gemeinde in Gebet und Gottes Wort? So daß die Lösung der Sonntagsnot der Kirche vielleicht nicht von einseitigem Bemühen um diese eine Stunde in der Woche zu erwarten ist, sondern eher von einem Wiederaufnehmen des gottesdienstlichen und überhaupt gemeindlichen Lebens die Woche hindurch? Von einer Entlastung des Sonntags?

*) Der deutsche Sonntagsbund, Heft 1, 1916. (Nicht im Buchhandel.)

Aus Willkür und Hilflosigkeit suchen wir den Weg, und möchten doch frei bleiben von äußerlich auferlegten Pflichten und der Geltendmachung unverstandener Ansprüche. Möchte der Sonntagskongreß dazu mithelfen, das ersehnte Dritte zu schaffen: den deutschen evangelischen Sonntag für unsere Zeit!

Marburg Wilhelm Thomas

Die Schuld der Kirche gegen die Welt

Zu Friedrich Gogartens so betitelter Schrift*)

1

Wer Gogarten bislang als einen theoretischen Dialektiker angesehen hat, der dem theologischen Streit durch ein etwas verantwortungsloses Auseinanderreißen von Gott und Welt eine neue Nuance gegeben und durch die Schroffheit seiner Formulierungen die zu den Extremen neigende Jugend auf seine Seite gezogen habe, wird an diesem Kampfruf gegen eine verweltlichte Kirche jedenfalls erkennen müssen, daß es Gogarten durchaus nicht um ein theoretisches Kunststück zu tun ist, sondern um Einwirken auf die konkreten Verhältnisse der gegenwärtigen Lage. Aber er wird zugleich gewahren, daß es ihm trotz allem mit seinem theologischen Ansatz Ernst ist. Er tritt nicht mit einem bunten Strauß von Reformplänen hervor, um die Situation der Kirche zu retten. Er blickt nicht zuerst auf die Welt, wenn er von der Schuld der Kirche gegen die Welt redet; er redet nicht dem Eintritt der Kirche in den politischen und wirtschaftlichen Kampf das Wort. Er fordert keine politische Linksorientierung der kirchlichen Kreise, um eine Erweiterung der schmalen Basis herzustellen, auf der die heutige Kirche allein noch einiges Ansehen genießt. Er tritt nicht in die Front der sozialistischen Pfarrer ein, die jedenfalls manchmal so tun, als ob sie durch ihr offenes politisches Bekenntnis das Mißtrauen der sozialistischen Massen gegen die Kirche beschwören könnten. Aber obwohl es an gewissen Hoffnungen auf die politische Rechte ihm nicht zu fehlen scheint, liegt es ihm auch fern, mit diesem der Kirche noch getreuen Rest sich auf Gedeih und Verderb zu verbünden und durch ein solches entschlossenes Bündnis die Existenz der protestantischen Kirche retten zu wollen. Sicherlich wird das politische Verhalten der Kirche für ihre Fortdauer nicht ohne Bedeutung sein; und wenn ein so scharfsinniger Staatsphilosoph wie Kelsen zu Recht lehrte, daß die Partei unter den heutigen Verhältnissen für den Einzelmenschen der einzige Weg wäre, um Anteil an den Staatsgeschäften zu gewinnen**), dann würde auch die Kirche der Auseinandersetzung mit der Parteipolitik sich nicht ganz zu entziehen vermögen. Aber solche Möglichkeiten können für Gogarten nicht entscheidend sein, weil er sich darüber klar ist, daß die Kirche in all solchen unumgänglichen Entschließungen erst ein Gewicht in die Wagschale zu legen haben wird, wenn ihr eigentlicher Anspruch wieder theologisch fundiert und in solcher Fundierung anerkannt sein wird.

Das Gleiche gilt aber für einen etwaigen Eingriff der Kirche in die wirtschaftlichen Kämpfe der Gegenwart. Es ist nicht schwer, mit einer sozialen Botschaft von sich reden zu machen. Man kann zwar zugeben, daß es unter den obwaltenden Umständen und seitens der herrschenden Kirchenregierungen eines gewissen Mutes bedarf, um etwas den Arbeitgeberinteressen Unbequemes zu sagen. Aber es fragt sich ernstlich, ob mit einer solchen Kundgebung zuletzt nicht nur die Kirchenregierungen ihr soziales Gewissen ein wenig entlastet haben. Denn auf der einen Seite läuft die Kirche Gefahr, daß ihr die Kreise, von deren Unterstützung sie wirtschaftlich lebt, die wenig einträgliche Bun-

*) Jena, Eugen Diederichs. 40 S. 1.40 M.

**) Vgl. die knappe Darstellung solcher Gedankengänge in Kelsens „Vom Wesen und Wert der Demokratie", 2. Aufl., Tübingen 1929.

desgenossenschaft aufsagen oder sie mit pseudotheologischen Argumenten in die Grenzen ihrer Zuständigkeit zurückweisen. Auf der andern Seite aber wird man sich über den Eindruck einer solchen papiernen Kundgebung auf die arbeitenden Massen nicht gut täuschen können. Wie sollten sie anders darüber quittieren, als daß sie günstigenfalls ihr Agitationsmaterial damit bereichern; wahrscheinlich nicht ohne sich über die späte Einsicht solcher hohen Körperschaften lustig zu machen. Schlimmer aber ist, daß theologisch die Tragweite der sozialen Verantwortlichkeit der Kirche nicht geklärt ist und durchaus fragwürdig bleibt, welches Anliegen die Kirche zu ihrem Eintritt in den sozialen Kampf bewegt. Auch hier soll also nicht etwa die Gleichgültigkeit der Kirche empfohlen und eine schwankende Neutralität angeraten werden, sondern nur daran erinnert sein, daß erst das kirchliche Motiv selbst die soziale Stellungnahme qualifizieren könnte.

Das alles versteht sich freilich beinah von selbst; aber da der Vordergrund der kirchlichen Debatten immer noch im Zeichen solcher Auseinandersetzungen steht, schien es nicht überflüssig, gegen sie das Gewicht von Gogartens Kampfruf abzuheben. Tiefer in die Sache führt schon dieses, daß Gogarten sich auch nicht begnügt, die protestantische Position in der Frontstellung gegen die katholische Kirche zu begründen. Przywara weist einmal darauf hin *), daß der Katholizismus seit der Reformation nicht selten der Gefahr erlegen ist, sich durch den überspitzten Gegensatz zu Luther aus seiner eigenen Tradition herausdrängen zu lassen und in eine von Luther her bestimmte Problematik einzutreten. Dasselbe wird aber der Protestant auch für seine eigene Kirche bestätigen müssen. Auch hier kann der Gegensatz gegen den Katholizismus zu einer Verhärtung führen, die sie zum katholischen Gegenspieler werden läßt und das Charisma ihres christlichen Erbes hintansetzt. Ebenso wie der Gegensatz kann aber auch die äußerliche Verwandtschaft in der Lage der beiden Kirchen im Kampf gegen außerkirchliche Gegner zu einem Paritätsfanatismus führen, der von dem entscheidenden Anliegen der eigenen Kirche abführt. Hier wird die protestantische Kirche immer den Schaden haben; nicht nur weil sie in diesem äußeren Wettstreit schon wegen ihrer inneren Gegensätze immer die schwächere ist, sondern auch weil gerade solche Kämpfe, wie sie jetzt um die Schule und um das Konkordat geführt werden, für sie viel weniger aktuell sind als wie für die katholische Kirche.

Daß endlich auch organisatorische und dogmatische Einigungsbestrebungen solange wenig zu bedeuten haben, als man sich nicht einmal einig ist über das, was Kirche und Dogma theologisch sind, läßt sich gleichfalls kaum bestreiten. Nach Gogarten ist also die Schuld der Kirche gegen die Welt nicht in einer mangelnden Beteiligung an den weltlichen Nöten und Kämpfen zu suchen; und auch nicht in den Versäumnissen, die sie sich in der Durchführung ihrer inneren Politik hat zu Schulden kommen lassen — ob wohl natürlich von all dem an seinem Ort auch zu reden wäre —; sondern sie bekundet sich zuerst darin, daß die Kirche den theologischen Anspruch ihrer selbst nicht als ihren existentiellen Mittelpunkt festgehalten hat. Die Kirche müht sich zwecklos ab, mit der Welt in weltlicher Propaganda aller Art zu wetteifern, wenn sie ihren eigenen Boden unter den Füßen zu verlieren im Begriff ist. Nur als Kirche kann die Kirche der Welt etwas bringen. Entzieht sie sich dieser ihrer grundlegenden Pflicht, dann lädt sie damit die Schuld auf sich, wegen der Gogarten sie interpelliert.

2

„Die Kirche wird sich heute selbst entscheiden müssen, ob sie die von der Kultur her verstandene Kirche, die selbst Funktion der Kultur ist, sein will, oder ob sie die Kirche Jesu Christi sein will." Daß die Kirche „den theologischen Kampf um den Glauben" nicht ernst genug nehmen kann, wird mit Bezug auf ihre Aufgabe in der Welt durch eine dreigliedrige Behauptung begründet. Die Christenheit hat den Erlösungsglauben verloren; sie hat deshalb auch keinen Glauben an die Schöpfung mehr; sie kann infolgedessen die Welt nicht zur Erkenntnis ihrer Ordnungen bringen.

Es wird alles darauf ankommen, die Tragweite dieser zusammenhängenden Behauptung zu verstehen, die zunächst ohne weitere Ableitung auf den Plan tritt und mit Bezug auf die Schätzung der Ordnungen immerhin einiges Erstaunen erregen muß. Soweit allerdings dies Erstaunen sich darauf bezieht, daß bei dieser Rede von der Schuld der Kirche gegen die Welt nicht das Evangelium in den Mittelpunkt gerückt wird, hat Gogarten selbst es berücksichtigt; denn es ist ihm selbstverständlich, daß diese Schuld besteht. Aber darüber darf die andere Aufgabe nicht außer Acht gelassen werden.

Die Rede von der Ordnung will keine paradiesische Erinnerung sein. Sie gibt sich nicht den Anschein, als ob der Christ sich hier auf Erden schon ins Paradies zurückgefunden habe und nun etwa mit seinem Familienleben ein Muster für die Ungläubigen abgeben könnte. „Die Ordnungen der Welt sind und bleiben Welt." Mit Luther wird daran festgehalten, „daß ein Christ in seinem äußeren Tun nicht anders ist und gar nicht anders sein wollen darf als ein Heide". Er soll sich scheiden nur von Mönchen und Ideologen und im Gegensatz zu diesen ein Vorkämpfer für die „nüchterne Erkenntnis der Welt und ihrer Ordnungen" sein. Statt des „rechten Handelns", das über seine Kraft ginge, ist vielmehr „rechtes Denken" von ihm verlangt. Dieses Denken läßt sich zwar nicht als Voraussetzung des Glaubens ansprechen, aber es soll doch geschehen können, daß falsches Denken den Glauben fälscht.

Hier sieht Gogarten daher den Punkt, an dem der Theologie die große Aufgabe zuwächst, einem souveränen Denken sein „Thema" zu entwinden. Dies Thema, das in der französischen Revolution Ereignis geworden ist, lautet nach Gogarten: „die Idee des freien Individuums, des freien Bürgers, der kein Gegenüber mehr hat." Damit ist zugleich das immer wiederkehrende Thema der Gogartenschen Polemik genannt. W. v. Humboldt und Schleiermacher — die aber doch gewiß nicht für den Übergriff der französischen Revolution auf die deutsche Mentalität charakteristisch sind — werden als Zeugen für die „Parole" vom „inneren Menschen" angerufen, „der um seine Ausbildung, seine Eigenart, um sein Bei-sich-selbst-sein besorgt ist". Daß die Theologie diese Innerlichkeit des Menschengeistes mit dem Heiligen Geist verwechselt hat, und daß sie insbesondere dem Idealismus in der Verwandlung der Ordnungen in gedankliche Konstruktionen folgt, macht Gogarten ihr zum Vorwurf. „Alles ‚Soziale', alles ‚Öffentliche'" ist für die Idealisten „nur ein Inhalt ihres individuellen, ihres privaten Lebens".

Wenn der Theologe nun merkt, daß jede auf dieser Grundlage fußende christliche Sozialethik das wirkliche Problem des Sozialen gar nicht berührt und daß mittlerweile die überkommenen Reste der sozialen Ordnung immer weiter zerfallen, dann pflegt er den christlichen Maßstab wieder zu entdecken und stellt die Forderung, das öffentliche Leben zu verchristlichen. Aber Gogarten vermag in solcher Formel nur den Ausdruck einer „ungeheuren Not" zu erkennen. Denn der Christ, der eine solche Formel prägt, steht der Unordnung der Welt nur abwehrend gegenüber; er sieht nicht, daß er selbst an dieser Verkehrung schuld ist, weil er den Glauben nicht rein gehalten hat vom idealistischen Denken.

Nur Rückbesinnung auf den Glauben kann hier Wandel schaffen. Die Not der Weltordnung zwingt, die Frage nach Schöpfungs- und Erlösungsglauben wieder aufzurollen. Gott hat den Menschen nicht als frei, sondern als gebun-

*) Vgl. dessen sehr lesenswerte Auseinandersetzungen mit den theologisch-philosophischen Zeitmächten in „Ringen der Gegenwart", 2 Bde. Augsburg 1928.

den geschaffen. Es gibt keinen einzelnen Menschen, sondern nur den Menschen im verantwortlichen Stand: „Kind oder Vater, Lehrer oder Schüler, Mann oder Frau." Der Stand ist nicht etwas, das der Mensch aus seiner persönlichen Freiheit erwählt, sondern der Ort, an dem der Mensch nach der Schöpfungsordnung Gottes sich vorfindet. Sünde des Menschen ist daher auch immer „Ungehorsam gegen den Stand, in den ihn Gott gesetzt hat". Gogarten meint, daß es aus dieser Situation heraus „gar nicht so etwas wie eine Individualethik im Gegensatz zur Sozialethik" geben könne. In solcher Auffassung würde dann allerdings der vollkommene Gegensatz zur idealistischen These gegeben sein; ja Gogarten deutet sogar an, daß von hier aus nicht nur in Ehe und Staat, sondern auch in der „Interessenpolitik" der „wirtschaftlichen Organisationen" und „politischen Parteien" ein Wandel sich erhoffen lassen könnte.

Aber der Schöpfungsglaube ist noch nicht das Ganze. Zu ihm tritt der Erlösungsglaube, durch den ich gewiß bin, daß ich das Gesetz der Schöpfung „auch tun kann, trotz meiner Sünde". „Und so wird im Glauben an die Erlösung der Gott, der mein Herr in meinem jeweiligen Stand ist, erkannt als der gnädige Gott und Herr, der uns Menschen durch seine Ordnungen, eben durch die Stände die Möglichkeit geschenkt hat, daß wir, um einen Ausdruck des Apostels Paulus zu gebrauchen, einander nicht auffressen, sondern einander zu Nutz und Frommen leben können." Unser „an und für sich sündiges Tun" wird „als ein heiliges Tun erkannt", wenn es als im Stande geschehend erkannt wird.

Schon jetzt läßt sich kaum übersehen, daß diese Standesgemäßheit geradezu das Korrelat der idealistischen Überspannung des Selbstbewußtseins und Persönlichkeitsglaubens ist. Die Meinung, daß der Mensch in der Schöpfung Gottes „das, was er ist, durch den Anderen ist, so daß er das ist, was er in der Verantwortung vor dem Anderen ist und sonst nichts", ließe sich immerhin von Gogartens Grunderkenntnis aus noch vertreten, obschon sie eine reichlich zugespitzte Formulierung erhalten hat. Daß aber Gott den Menschen an seinen Nächsten „in seinem Stand verantwortlich gebunden" habe, wird manchen kaum glauben lassen, daß hier der radikale Theologe Gogarten rede. Daß Gottes Wille auf die „Erhaltung der Welt und ihrer Ordnungen" gerichtet sei, und daß es daher die Aufgabe des Christen sei, diese Ordnungen zu erkennen, diese Erkenntnis hat die Kirche nicht lebendig erhalten. Das ist ihre Schuld gegen die Welt. Dies Ergebnis der Kampfschrift Gogartens ist auch für den, der ihn weitgehend zu verstehen glaubte, so unverständlich, daß eine kritische Erörterung des wiedergegebenen Gedankengangs unvermeidlich ist.

3

Daß die Schuld der Kirche gegen die Welt grundsätzlich mit ihrer bedenklichen Gleichgültigkeit gegen die theologische Begründung ihres Anspruchs zusammenhängt, ist ohne Frage richtig. Es ist in der Tat erschreckend zu sehen, daß das Problem der Kirche fast nur noch als praktische Aufgabe angesehen wird und daß die Praktische Theologie auf der Universität der Kirche liebstes Kind zu sein scheint. Unzweifelhaft ist die Lässigkeit im Denken ein Hindernis für den rechten Glaubensernst der Kirche. Aber ist die Herrschaft der Praktiker in der Kirche nun wirklich auch nur in erster Linie eine Frucht des idealistischen Einbruchs in die Theologie? Ich weiß nicht, ob seit der Revolution ein nennenswerter Zustrom von Idealisten in die Kirchenregierungen erfolgt ist. Es ist zwar unmöglich, den Idealismus, so wie Gogarten ihn schildert, zu verteidigen. Gleichwohl scheint die bloße, erkenntnislose Praxis von der formalistischen Verantwortungslosigkeit der Orthodoxie ebenso begünstigt zu sein wie von der allzu kultivierten Verantwortlichkeit der Idealisten. In beiden Fällen wird die Offenheit der Kirche gegen die Welt preisgegeben; d. h. die Kirche hört auf, die Welt zu beunruhigen; sie tritt nur noch als festumgrenzte Macht hervor mit festen, vernünftigen oder dogmatischen, jedenfalls autoritativ aufweisbaren Gesetzen. Diese Kirche aber wird notwendig ein Spielball der Welt; und zwar desto mehr, je gläubiger, besser gutgläubiger sie dabei ihren göttlichen Auftrag nach außen herauskehrt. Theologische Erkenntnis würde die Gewißheit wachhalten, daß der Angriff der Kirche auf die Welt nur dann sich vortragen läßt, wenn ihr Gesetz immer auch ein theologisches Gesetz bleibt.

Der Kampf gegen die verweltlichte Kirche muß aber dann gegen eine doppelte Front geführt werden. Sonst besteht die Gefahr, nicht nur, daß man mißverstanden wird, sondern auch, daß man aus der entscheidenden Kampfrichtung abgedrängt wird. Man soll kämpfen gegen den Idealismus, insoweit er die formale Selbstgesetzlichkeit der Vernunft auf den Thron erhebt; ganz gleich, ob er dabei das von Gogarten hervorgehobene singulare Ich, oder das von ihm weniger grundsätzlich berücksichtigte moi commun im Auge hat. Aber man muß auch kämpfen gegen die Orthodoxie, insoweit sie in einem formalen Sinn das Dogma und die Schrift gegen die Vernunft ausspielt und die konservative Ordnung gegen die revolutionäre Tendenz der Vernunft zu Hilfe ruft. Nicht bloß der Geist der Aufklärung ist kirchenfeindlich, sondern auch der Geist, der den geordneten Verhältnissen sich einbildet und ihre Tradierung zum Gesetz erhebt. Inwieweit das Wort Orthodoxie in solchem Zusammenhang am Platze ist, sei dahingestellt. Soviel ist klar, daß nicht die Rechtgläubigkeit getroffen werden soll, sondern der Dogmatismus der Rechtgläubigkeit. Nicht nur die souveräne Vernunft, sondern auch die souveränen Ordnungen bedrohen die Kirche und halten sie damit ab von ihrem Auftrag an die Welt.

Gilt es also erstens, den Idealismus nicht einseitig zu bekämpfen, so ist es zweitens wichtig, die historische Tragweite des Idealismus nicht zu verkürzen. Es gibt nicht nur einen Idealismus, der die Persönlichkeit und dann gewiß auch die soziale Persönlichkeit zum Herrn über die Wirklichkeit machen möchte; sondern es gibt auch einen transzendentalen Idealismus, wie Kant ihn vertrat. Dieser hat nicht einfach sich auf das Subjekt und seinen Anspruch verlassen, sondern die Beziehung auf ein Transzendentes im Auge behalten. Heinrich Barth hat zwar mit Recht vor einzelnen Formulierungen Kants gewarnt (Philosophie der praktischen Vernunft, Tübingen 1928), die dem subjektiven Legen der Erkenntnis in die Dinge das Wort zu reden scheinen; und es bleibt immer eine fragliche Erledigung dieser Schwierigkeit, wenn nun das Subjekt oder das Ich ins Transzendentale gesteigert werden. Vielleicht ist sogar die Verknüpfung des Transzendentalen mit dem Idealismus verdächtig; vielleicht kehrte man besser zu dem alten Terminus der Transzendentalphilosophie zurück. Davon, daß Kant Transzendentalphilosophie hat treiben wollen, wird man ihn nicht gut losprechen können *). Seine Transzendentalphilosophie unterscheidet sich aber von der scholastischen nicht dadurch, daß er die Beziehung auf das Transzendente preisgibt. Was die Scholastik dogmatisch tat, will Kant kritisch tun. (Die Frage, ob hier die klassische oder die abgeleitete Scholastik des 16.—18. Jahrhunderts gemeint ist, darf hier auf sich beruhen bleiben. Przywaras Andeutung, daß Thomas und Kant einander vielleicht näher stehen könnten, als man gemeinhin für möglich hält, wäre schon ernsthafter Begründung wert.) Auch seine Philosophie ist nicht eine aus ihrer eigenen Subjektivität sich nährende Frucht; dann wäre es schlecht um ihren Gehalt bestellt. Auch sie ist nicht bloß Anspruch, sondern in Anspruch genommen. Wie wollte man die nie abgebrochene, sondern mit der Zeit immer stärker aufgenommene Auseinandersetzung mit der Theologie verstehen, wenn Kants eigene Philosophie der

*) Vgl. meinen Jubiläumsaufsatz in der CW 1924 Nr. 14/15 bis 22/23.

Bezogenheit auf das Transzendente gänzlich entsagt hätte. Nur soviel ist richtig: sie glaubte einem solchen Anspruch nicht durch direkte, lehrhafte, dogmatische Darstellung genügen zu können, sondern ihn offenhalten zu müssen, durch kritische Begrenzung der vernünftigen Möglichkeiten und durch Abwehr eines im Namen der Vernunft sich vorwagenden Schwärmertums.

Hinsichtlich seiner transzendentalphilosophischen Kritik wäre also zum wenigsten Kant als Gogartens Bundesgenosse anzusprechen; und wahrscheinlich würden sich selbst bei den spekulativen Idealisten solche kritischen Züge in ihrem transzendentalphilosophischen Aufriß nicht vermissen lassen. Die weitergehende Frage aber ist, ob nicht die transzendentale Begrenzung der Philosophie Elemente der Gogartenschen Gedankenführung zu bezweifeln erlaubt, die von ihm für unumstößlich und gottgegeben gehalten werden. Hier wäre zunächst auf die diskussionslose Vormachtstellung des Du zu verweisen *). Wie weit hier auch theologisch Einspruch zu erheben wäre, vermag ich nicht zu beurteilen; obwohl doch auch in der Schrift der Nächste mit seinem Anspruch nicht anders als mit Bezug auf das Selbst zu Wort kommt. Jedenfalls wäre aber unter dem Gesichtspunkt der transzendentalen Kritik zu fragen, ob nicht nur der Widerstand gegen das Ich dazu verführt, daß vor dem Du die Segel ohne Einschränkung gestrichen werden.

Wenn das Ich mit Recht in seinem Stolz gedemütigt wird, ist offenbar noch nicht entschieden, daß es sich ohne jede Widerrede vor dem Du zu beugen habe. Ist das nicht eine unmögliche Zumutung, wenn doch auch dies Du in seiner konkreten Existenz und nicht als ideale Instanz gemeint ist? Daß der Mensch das, was er ist, durch den Anderen ist, kann in concreto nur stimmen mit der Einschränkung, daß er sein Selbst in dieser Unterwerfung zu behaupten wagen darf. Der Kampf gegen den Persönlichkeitsidealismus ist mit Erfolg nur von der transzendentalphilosophischen Basis her zu führen. Auf ihrem Boden ist es dem konstruierenden Denken versagt, aus eigener spekulativer Lust sich ins Grenzenlose zu entfalten. Transzendentale Kritik wird es der Persönlichkeit nicht erlauben, kraft eines spekulativen Grundsatzes über den gegebenen Anspruch eines anderen Menschen sich hinwegzusetzen. Aber sie kann es ebensowenig zulassen, daß die vermeinte Persönlichkeit die tiefer gegründete Möglichkeit ihres eigenen Lebens sich verbirgt. Auch das Ich ist damit noch nicht wirklich erschlossen, daß es sich als Persönlichkeit vorschiebt oder vorschieben läßt. Auch dies ist Abbruch an der Jenseitigkeit der Schöpfung, vor welchem Übergriff zu sichern Sache der transzendentalen Kritik ist. Bleibt man, wie es im Rahmen einer kritischen Anmerkung nicht anders geschehen kann, innerhalb des Gogartenschen Ansatzes stehen, dann wäre zu fordern, daß die beiden Menschen, Ich und Du, wechselseitig in Anruf und Antwort eben die Jenseitigkeit der Schöpfung anerkennen und sich auf dem Boden ihrer Geschöpflichkeit begegnen. Daß es in einer vom Idealismus beherrschten Lage vielleicht unumgänglich war, zunächst einmal antiidealistisch vorzugehen und vom Ich zum Du hinüberzuwechseln, mag richtig sein. Es besteht auch durchaus nicht die Absicht, das durch die Exposition des Du gewonnene Ergebnis wieder rückgängig zu machen. Es bedarf nur einer grundsätzlicheren Erkenntnis seiner Tragweite. Im Angesicht des Schöpfungsglaubens ist der Mensch in die Grenzen der Geschöpflichkeit zurückgewiesen. Theologisch mag diese Lage einer unerhört positiven Ausdeutung fähig sein. Transzendentalphilosophisch ist die kritische Haltung gegen den Schöpferanspruch des Menschen das Entscheidende.

Die Aufgabe einer kritischen Anthropologie, die hier sich abzeichnet, ist noch nicht gelöst. Aber wenn es unter dem Schöpfungsglauben nicht so sehr um die Instanz des Du als um die Instanz des Geschöpf-seins geht, dann wird es einer ähnlichen Vorsicht gegenüber Gogartens Berufung auf Stand und Ordnung bedürfen. Es ist nicht abzusehen, von woher die im Eingang seiner Schrift durchaus nüchtern gekennzeichnete Menschenordnung im Verfolg etwas von ihrer Fraglichkeit einbüßen könnte. Gewiß sind Stand und Ordnung so ernst zu nehmen, wie es sich für menschliche Lebensformen gebührt. Es bleibt unabweisbares Verdienst der dialektischen Theologie, daß sie das neue Leben des Christen nicht in einen idealistischen Himmel verlegt. Aber woher könnte die Theologie Veranlassung haben, diesen Stand und diese Ordnungen zu stabilisieren? Stand und Ordnung sind zwar sub specie hominis Gegebenheiten, aus deren Verbindlichkeit der Mensch noch nicht entlassen ist, weil seine persönliche Meinung damit nichts anzufangen weiß. Eine kritische Lehre vom Menschen hätte hier Klarheit zu schaffen. Aber daß auch nur der Stand der Ehe aus aller menschlichen Fragwürdigkeit herausgenommen sei, bleibt jedenfalls mißverständlich. Stand und Ordnung sind in die Relativität menschlichen Geschehens verwickelt, und der Theologe sollte vorsichtig sein mit der Aufrichtung von Barrieren, die Menschen umwerfen könnten, und mit der Erteilung von Ratschlägen, die die Juristen in den Wind schlagen möchten. Der Stand des Menschen unter dem Schöpfungsglauben ist der Stand der Geschöpflichkeit.

Indessen mag die tiefere Absicht Gogartens hier mißverstanden sein. Das Verhältnis von Mensch zu Mensch mag ihm nicht konkret genug sein, um das Besondere zu bezeichnen, was da geschieht, wo Vater und Sohn einander gegenüberstehen. Vielleicht soll der Hinweis darauf, daß der Vater dem Sohn im Stande des Vaters gegenübersteht, nicht nur das persönliche Belieben des Einzelnen anfechten, sondern zugleich vor der nicht weniger abstrakten Flucht in allgemein menschliche Verhältnisse warnen; vielleicht soll die Situation in ihrer Eindeutigkeit damit festgehalten werden. Aber selbst dann dürfte der gewählte Ausweg nur in eine neue Verlegenheit führen. Die tatsächliche Verwiesenheit der Menschen aufeinander läßt sich nicht in solche Standesbeziehungen aufteilen; und auch der Vater steht seinem Sohne nicht durchaus und immer nur in dem Stande des Vaters gegenüber. Der Stand mag hier unter den obwaltenden Verhältnissen conditio sine qua non sein; aber er ist gerade nicht die conditio, die in jedem Fall über den Charakter der konkreten Begegnung entscheidet. Es gibt Lagen, wo auch der Vater den Sohn direkt auf dem gemeinsamen Boden der Geschöpflichkeit antrifft; und es entsteht die Frage, ob es nicht gerade diese Lage ist, in der die Kirche sich dem Menschen verschuldet zeigt. Wäre dies die eigentliche Abzweckung von Gogartens Erinnerung an Stand und Ordnung, dann wäre sie zwar in der Form nicht bestimmt genug, aber in der Sache verständlich. Er könnte Geschöpflichkeit meinen und statt dessen die Ordnung in Anspruch nehmen.

Jedenfalls ist Stand und Ordnung im bloßen Gegensatz zur Persönlichkeit so wenig wie der Nächste vor transzendentalphilosophischer Kritik geborgen. Wollte die Theologie gleichwohl auf diesem Boden sich einrichten, so würde sie damit aufs neue einer theologischen Metaphysik Vorschub leisten, für deren Gefährlichkeit Gogarten selbst uns die Augen geöffnet hat. Vollends aber würde sein Kampfruf gegen die Kirche, die sich an die Welt verliert, in seinem praktischen Ergebnis ein in den Wind gesprochenes Wort sein, wenn die Kirche in gewohnter Traditionsbedürftigkeit sich an die Rede von der Ordnung hielte und auf deren Felde, statt auf dem Felde theologischer Verantwortlichkeit, billige, aber sicher schon sehr welke Lorbeeren ernten wollte. Das wäre nicht im Sinne Gogartens. Nur bringt die Kürze dieser Schrift es mit sich, daß Gogartens Theologie von anderswoher ergänzt

*) Die auch in meinem Buch über „Die Philosophie und das Christentum" Jena 1927, zu Unrecht von der kritischen Erörterung ausgenommen ist; vgl. die Kritik von Heinrich Barth in Zwischen den Zeiten, Jahrgang 7, Heft 2.

werden muß. Gleichwohl erhebt sich die Frage, ob eine Schrift, die über der Rede von der Kirche ein theologisches Licht anzünden wollte, nicht theologisch positiver von Schöpfung und Erlösung hätte reden können, als sie es tut.

Vielleicht ist es nur das ängstliche Vorurteil transzendentaler Kritik, das sich an der scheinbaren Stabilisierung geschöpflicher Ordnungen verfängt. Vielleicht hat aber Gogarten selbst diesmal zu sehr als Weltbürger und zu wenig als Theologe geredet. Die Kirche jedenfalls wird gut tun, auf den Theologen Gogarten zu hören und sich von ihm anfechten zu lassen.

Bremen Hinrich Knittermeyer

Vom Handeln der Kirche

Auseinandersetzung eines religiösen Sozialisten mit Gogartens Schrift: Von der Schuld der Kirche gegen die Welt

1

Gogartens kleine Schrift „Die Schuld der Kirche gegen die Welt" geht unmittelbar auch den religiösen Sozialismus als einen Teil dieser Kirche an, ja, als den Teil, der in besonderer Weise die Notwendigkeit des kirchlichen Handelns betont und die Kirche in besonderer Weise in eine ganz bestimmte Richtung des kirchlichen Handelns gegenüber den brennenden sozialen Nöten unserer Zeit drängen möchte. Zum ersten Male beschäftigt sich Gogarten in dieser Schrift mit dem Problem der handelnden Kirche, mit der Notwendigkeit und den Voraussetzungen dieses kirchlichen Handelns unter Berücksichtigung der eindeutig durch die gegenwärtigen Verhältnisse bestimmten Lage der Kirche.

Gogartens Kampf ist der Kampf um den rechten Glauben in der Kirche, da „es niemals selbstverständlich ist, daß der rechte Glaube in ihr herrscht", so daß „ihr der harte Streit um ihn für alle Zeit verordnet ist" (S. 11). Es ist gar kein Zweifel, daß der religiöse Sozialismus — soweit er sich selber nicht nur als eine kirchenpolitische Partei, sondern als eine kirchliche Bewegung versteht — diesen verordneten, harten Streit um den Glauben mitkämpfen muß, und daß er sich auch dieser Schrift Gogartens gegenüber zu verantworten hat und sich von ihm fragen lassen muß: Welches sind denn nun eigentlich die Voraussetzungen deines Willens zum Handeln? Es kann das Handeln nicht recht sein, wenn der Glaube nicht recht ist.

Das Handeln der Kirche ist nun in den meisten Fällen ein Handeln, bei dem die Kirche von der Kultur her verstanden wird. Das will sagen, daß dabei die Kirche als eine soziologische, in einem christlichen Kulturzusammenhang stehende Einrichtung verstanden wird, die ihrerseits diesem Kulturganzen gegenüber, zu dem sie gehört, auch wieder gewisse Pflichten zu erfüllen hat. Demgegenüber zeigt Gogarten, daß jeder „Glaube", jedes Tun, jedes Wollen, das auf dieser Verkennung der gottgewollten Aufgabe der Kirche beruht, ein Haus ist, das auf den Sand gebaut ist. Und so setzt Gogarten es sich zum Ziel: „Diese Tatkraft soll und muß gelähmt werden und ‚dieser' Glaube soll und muß in Skepsis aufgelöst werden" (S. 9). Nur das Tun der Kirche hat einen Sinn, in welchem die Kirche von dem her verstanden wird, der der Herr der Kirche ist, in dessen Auftrag sie steht und dessen Befehl sie in ihrem Handeln vollzieht.

Hier ist der Punkt, wo Gogartens Anklage, die er gegen die Kirche erhebt, auch den religiösen Sozialismus trifft. Es ist geradezu die Schicksalsfrage des religösen Sozialismus, daß er diese Bindung an das Wort der Kirche, an den Herrn der Kirche erkennt und bejaht. Ein freireligiöser Sozialismus wäre nur eine Zerfallserscheinung mehr an der im Zerfall begriffenen Kultur. Ein religiöser Sozialismus, der die Kirche nur als menschliche Einrichtung begreift und der sie bejaht um ihrer Tradition oder historischen Verwurzelung oder um ihrer Volkstümlichkeit willen, und deswegen, weil ihm die Jahrtausende der christlichen Geschichte imponieren, wäre nur eine Zerfallserscheinung mehr an dem Körper einer zerfallenden Kirche. Nicht die historische, soziologische oder kulturelle Verwurzelung kann der Kirche neue Kraft und Nahrung zuführen. Denn diese Wurzeln sind ja alle in bewunderungswürdiger Mannigfaltigkeit und Differenziertheit vorhanden. Und doch sind diese Wurzeln tot und starr, weil die in soziologischer, historischer, kultureller Ausbreitung existierende Kirche nicht mehr weiß, daß die eigentliche Wurzel ihres Seins allein in der Theokratie des erhöhten Herrn und seines uns verbliebenen Wortes liegt.

2

Nur auf Grund dieser Voraussetzung gibt es überhaupt eine Notwendigkeit des Handelns für die Kirche. Hierin liegt vielleicht das Bedeutsamste der kleinen Schrift, daß Gogarten von dem sogenannten „lutherischen Quietismus" wenigstens im Grundsätzlichen abrückt und deutlich sagt, daß die Kirche innerhalb der sie umgebenden Verhältnisse, innerhalb der großen sozialen Fragen und Nöte unserer Zeit ihr Werk (S. 11), ihre Aufgabe (S. 1), ihre Arbeit (S. 17) hat, bestimmt durch die Verantwortung der Christenheit vor der Welt. Gogarten nennt dieses Handeln der Kirche den Glauben, den die Kirche der Welt zu bringen hat. Dieser Glaube aber — und hier fühlen wir uns mit Gogarten in voller Übereinstimmung — ist nicht eine kultivierte Innerlichkeit, eine Privatgläubigkeit, d. h. ein irgendwie gearteter psychischer Aggregatzustand, sondern dieser Glaube ist selbst ein Handeln. Man kann den Glauben nicht gegen das Handeln ausspielen, ebensowenig, wie es erlaubt ist, im Namen einer kirchlichen Praxis seine Uninteressiertheit an den theologischen, d. h. verantwortlich durchdachten Glaubensfragen zu erklären. — Der Glaube wird zum Aberglauben, wenn er nicht ein verantwortungsvolles Handeln ist; das Handeln der Kirche aber wird zu einer schalen Betriebsamkeit, wenn dieses Handeln nicht ein Handeln ist im Namen des Herrn, in dessen Dienst die Jünger das Evangelium verkündigten, Kranke heilten, Dämonen austrieben, segneten und fluchten. — Das Hören des Wortes und der tätige Gehorsam gegenüber dem gehörten Wort bilden eine Einheit. Wo dieses rechte Handeln nicht ist — und zwar ein ganz konkretes, eindeutiges, zeitlich fixiertes, die nüchternsten Erwägungen aufnehmendes Handeln, wie wir religiösen Sozialisten es verstehen — da ist das ein eklatanter Beweis dafür, daß auch das Wort nicht wirklich gehört (oder gesprochen) wurde, sondern daß es eine fromme, erbauliche Phrase war und daß der „Herr der Kirche" nicht ein lebendiger, die Kirche wirklich regierender Herrscher ist, sondern ein eingebildeter stummer Götze, so eine Art repräsentativer Monarch. So ist die Schuld der Kirche nicht nur, daß sie das Hören verlernt hat, sondern daß sie in Tateinheit damit auch den realen Gehorsam verlernt hat.

Aber auch darin liegt eine enge Beziehung zwischen dem religiösen Sozialismus und den Thesen Gogartens, daß dieses Handeln aus der Sphäre des Subjektiv-Persönlichen herausgenommen ist und als ein öffentliches beschrieben wird. „Das ist kein wirklicher Glaube, der sozusagen dafür da wäre, daß der Mensch mit ihm die Fragen seines persönlichen, individuellen Lebens in Ordnung brächte, um sich dann allenfalls auch als dieser in seinem Innern in Ordnung gebrachte in die Welt, in die ‚sozialethischen' Probleme zu wenden. Sondern wirklicher Glaube ist von vornherein in die Welt gewendet, er steht von vornherein — wenn ich so sagen darf — mitten drin in den ‚sozialethischen' Fragen, unter dem schweren Gewicht der Fragen, die uns die Welt mit ihren Ordnungen, oder vielmehr, so muß man heute sagen, mit ihrer Unordnung aufgibt" (S. 33). Gogartens Ansicht ist am kürzesten in dem Satz ausgedrückt: „Es gibt gar nicht so etwas wie

eine Individualethik im Gegensatz zur Sozialethik. Sondern jedes Auftauchen individualethischer Probleme für den Glauben ist ein sicheres Zeichen dafür, daß der Glaube nicht in Ordnung ist" (S. 31).

3

Wie bestimmt nun Gogarten die „Lebensaufgabe der Kirche"? Wie sieht das Handeln der Kirche aus? Gogarten bestimmt das Handeln der Kirche dahin, daß „von der Kirche der Glaube verlangt wird, der allein der Welt ihre Ordnung, ihre göttliche Schöpfungsordnung zurückgeben kann" (S. 10). „Was die Kirche und mit ihr die Christenheit der Welt heute zu leisten hat, das ist, daß sie der Welt wieder zu der Erkenntnis der großen Ordnungen verhelfen muß, in denen sie allein ihr Leben haben kann und die sie heute so gründlich verloren hat" (S. 12). Gogarten versteht unter diesen „Ordnungen" Dinge wie Staat, Familie, Ehe, das Erziehungsverhältnis, Recht usw. Nun sind alle diese Dinge ja zunächst nichts weiter als soziologische oder gesellschaftliche Gebilde, die auch der Heide anerkennen kann. Sie sind ohne Weiteres, wie Gogarten auch selbst sagt, noch nicht identisch zu setzen mit der Schöpfungsordnung Gottes.

Hier scheint mir nun der Punkt zu sein, wo eine weitere Behandlung der Fragen einsetzen müßte. Hier müssen wir an Gogarten die Frage richten: Wie bestimmt sich das Verhältnis einer vorhandenen soziologischen Ordnung zu dem, was wir als die Schöpfungsordnung Gottes bezeichnen müssen? Die Behandlung dieser Frage aber muß zu der Erkenntnis der Relativität und Bedingtheit aller soziologischen Ordnungen führen, seien es bürgerliche oder feudale, patriarchalische oder demokratische. Alle soziologischen Ordnungen, auch die kulturell hochwertigsten, geistig-sittlichen hängen von der Gnade Gottes ab, die er ihnen geben und entziehen kann. Die göttliche Ordnung der Welt, die nur im Glauben an Gott den Schöpfer erfahren werden kann, ist verborgen in der Tiefe der Verborgenheit Gottes und kann nur im Glauben offenbar werden. Daraus ergibt sich aber die Gefahr für die Kirche — und diese Gefahr besteht als Gefahr auch für Gogarten — daß sie die Schöpfungsordnungen mit irgendwelchen vertrauten und kulturell hochwertigen bürgerlichen oder konservativen Ordnungen, das heißt mit kulturellen Werten verwechselt. — Wir müssen in jedem Augenblick damit rechnen, daß Gott feste, sichere relativ sinnvolle Ordnungen preisgeben und aus seiner Hand ins Leere, in den Abgrund des Nichts hinabfallen lassen kann, so wie er einst die Ordnungen der jüdischen Volks- und Kultgemeinschaft preisgegeben hat. Für die Kirche und ihre Theologen heißt es: die Ordnungen erkennen, die Gott durch uns in der heutigen konkreten Lage bejaht oder aufgerichtet wissen will. Es ist doch eine merkwürdige Übereinstimmung, daß dieselbe Aufgabe, die Gogarten als die Lebensaufgabe der Kirche beschreibt, die Unordnung zu bekämpfen und der Welt ihre eigentliche Ordnung wiederzugeben, seit einigen Jahrzehnten mit großer Wucht, mit viel größerer Wucht, als sie die „Kirche" für ihre Lebensaufgabe aufgebracht hat, das Ziel der gewaltigen Bewegung des Sozialismus ist. Daraus ergibt sich für die Kirche und auch für Gogarten, die unabweisliche Notwendigkeit, die Forderungen dieser Bewegung, die nichts weniger als eine Neuordnung der Welt, eine Neuschaffung der Gesellschaft in den Ordnungen ihres Seins (Wirtschaft, Politik, Verfassung, Staat, Recht, Erziehung, Gemeinschaft) fordert, auseinanderzusetzen. Ja, wir religiösen Sozialisten glauben sogar, daß sich die Kirche f ü r diese Neuordnung entscheiden müsse, wie sie etwa in dem Programm der Sozialdemokratischen Partei von Gotha 1875 oder in dem Programm von Erfurt 1891, bzw. in den Reden, die Bebel und Liebknecht zur Erläuterung des Erfurter Programms gehalten haben, in offizieller Form programmatisch gefordert wird, in der Überzeugung, daß hier, in dieser „dreckigten Heiligkeit" Gottes Schöpfungswille zu uns spricht. Viel konkreter müßte die Kirche und ihre Theologen werden können, ohne daß ihr im geringsten der theologische Ernst abhanden käme, den Gogarten von der Kirche fordert.

Wir religiösen Sozialisten glauben, daß die Kirche heute in einer Entscheidung steht, die der Entscheidung analog ist, die die Jünger Jesu gegenüber dem Heidenchristentum zu vollziehen hatten. Es ist von uns wie von ihnen gefordert, alte Ordnungen, die sogar religiös begründet waren wie die Beschneidung, das Halten von heiligen Zeiten, das Opfer, die kultische Rangordnung gegenüber den „Heiden", stürzen zu lassen und stürzen zu helfen, weil sie Gott-los und damit zu dämonisch geworden sind, um uns mit dem Evangelium von Jesus Christus in eine neue Welt hineinzuwenden. Hier muß so oder so die Entscheidung der Kirche und, wir wissen, auch die Entscheidung Gogartens fallen. Würde Gogarten irgendwelche konservativen Ordnungen um ihrer relativen Sinnhaftigkeit, ihrer kulturellen Werthaftigkeit, ihrer religiösen Begründung willen mit der Schöpfungsordnung verwechseln, so würde er sich selbst zum Judenchristen machen, und wir müßten uns ihm gegenüber ganz energisch als Heidenchristen bekennen. Denn das scheint uns die Situation zu sein, in welcher wir uns heute befinden.

4

Gogarten verfolgt die Frage nach der Aufgabe der Kirche aber noch um einen Schritt weiter. Die Kirche hat die Aufgabe, daß sie „der Welt wieder zu der Erkenntnis der Ordnungen verhelfen muß, in denen sie allein ihr Leben haben kann" (S. 12). In welcher Weise hat denn nun der Mensch konkreten Anteil an diesen Ordnungen?

Diese Teilhabe des Menschen an den göttlichen Ordnungen besteht darin, daß er ein „Gebundener" ist. Vom Schöpfungsglauben aus gesehen „hat Gott den Menschen nicht als eine freie Persönlichkeit geschaffen, sondern als einen Gebundenen, als einen, über den bereits verfügt ist" (S. 28). Der Mensch ist immer nur da „als einer, der an einen anderen Menschen oder auch an mehrere — verantwortlich gebunden ist, denen er gegenüber steht, sei es als Kind, Vater, Lehrer, Schüler, Mann, Frau oder wie sonst" (S. 28). Das heißt mit einem Worte: der Mensch befindet sich immer in einem ganz bestimmten Stand, wobei Gogarten unter dem „Stand" die verantwortliche Gebundenheit an einen anderen Menschen innerhalb einer profanen Ordnung versteht, die für den durch Christus an die Schöpfung Glaubenden eine hierarchische Ordnung ist.

So wie also Gogarten den Begriff des Standes entwickelt als Ausdruck der konstitutiven Gottgebundenheit und Du-gebundenheit des Menschen, kann man diesen Begriff nur bejahen. (Ob es für eine Ethik der methodisch geeigneteste Ausgangspunkt ist, bleibt noch eine andere Frage, die ich hier nicht berühren will.) Aber um so mehr muß man von diesem Gogartenschen Begriff des Standes aus eine scharfe Ablehnung eines anderen Standesbegriffes erwarten, der überall da, wo heute vom Stand gesprochen wird — und gerade in den kirchlich und politisch rechts stehenden Kreisen, denen Gogarten wunderlicherweise in der Einleitung seine kleine Broschüre widmet — Geltung hat, so daß es außerordentlich gefährlich ist, diesen Begriff des Standes zu gebrauchen. Denn der herrschende Standesbegriff ist historisch und sachlich gesehen nicht bestimmt durch die Verantwortung, die dem in einer bestimmten Du-begrenzung befindlichen Menschen durch das Verhältnis zu dem Anderen auferlegt ist, sondern er ist im Gegenteil feudalistisch begründet, das heißt, er beruht auf der Bevorrechtung eines Einzelnen oder einer Klasse gegenüber einer Summe von Anderen, die nicht als das, was sie sind, nämlich als mit eigener Freiheit und eigenem Willen begabte Subjekte, sondern als Objekte irgendeiner Nutznießung (Arbeit, Frohn, Abgaben,

Kriegsdienste, Steuerzahlen) gewertet werden. Das Wort Stand, wie das Mittelalter es verstanden hat, wie Luther es verstanden hat, wie Jeder es heute noch versteht, der sich „seines Standes bewußt" ist, bedeutet gerade nicht, daß man das, was man ist, „durch den jeweilig Anderen, den Zweiten ist, der aber eigentlich der Erste ist" (S. 28), sondern „Stand" in diesem feudalistischen, herrschaftlichen, oder bürgerlich-konservativen Sinn bedeutet gerade: der Erste sein gegenüber dem Anderen, der der Zweite ist; bedeutet gerade: Recht haben, Macht haben, Privilegien genießen, seien es die Privilegien eines sorgenlosen Daseins, einer akademischen Bildung, eines gesicherten Einkommens, einer Krankheitsversorgung, einer Pensionsberechtigung oder welche sonst. In diesem Sinn aber ist der „Stand" nicht eine Ordnung Gottes, sondern eine Ordnung des Teufels, und wenn die französische Revolution die Menschenrechte nicht proklamiert hätte so müßte Gogarten in der Konsequenz seiner „Lehre vom Stand" wie der Graf St. Simon in seinem „Nouveau Christianisme" oder wie der Priester Lamennais in seinen „Paroles d'un croyant" die Menschenrechte gegenüber den Standesvorrechten erklären; oder wenn unsere Weimarer Verfassung nicht den Grundsatz ausgesprochen hätte: „Alle Gewalt geht vom Volke aus!", so müßte Gogarten in der politischen Situation von 1918 gegenüber einer in dämonischer Weise standesbetonten Obrigkeit und ihrer religiösen Verankerung der Herrschsucht im Gottesgnadentum und gegenüber einem Willen zum Terror und zur Diktatur auf der anderen Seite, diesen Grundsatz zur Geltung zu bringen versucht haben. Und das nicht etwa als „Funktionär der S. P. D.", sondern als Theologe, dessen Ernst und Grundsätzlichkeit es keinen Abbruch tut, wenn er sich in konkreter Weise einer profanen Wirklichkeit zuwendet.

So wie den Heiden die Gesetze Gottes ins Herz geschrieben sind (Röm. 2, 15), so leben auch heute ganz merkwürdig ernste und ernstzunehmende theologische Gedanken über Gott und Kirche, über Ordnung und Unordnung der Gesellschaft im Herzen der Masse, des unwissenden, von der Kirche und ihren Theologen sich selbst überlassenen Volkes. Darum sollte es für einen Theologen keine dringlichere und schönere Aufgabe geben, als diese verborgene Theologie der Masse, dieses Gesetz Gottes ins Herz der Heiden geschrieben, zu erkennen und sie unter die Gnade und das Gericht Gottes zu stellen.

Aus der Broschüre Gogartens ergeben sich drei Fragen, die ich um der Deutlichkeit zum Schluß noch einmal erheben möchte:

1. Wie denkt Gogarten die Beziehung zwischen den vorhandenen soziologischen Ordnungen und der Schöpfungsordnung, die im Glauben erfahren wird? Macht die Vorfindlichkeit einer Ordnung sie für den Christen zur Gottesordnung (man denke daran, daß Luther die Forderung der Abschaffung der Leibeigenschaft darum für unchristlich hielt, weil sie den Herren etwas nehmen wollte, was ihnen rechtmäßig gehörte), oder liegt der Entscheid darüber, was Gottes Schöpfungsordnung sei, in der freien und freibleibenden Offenbarung Gottes (so daß möglicherweise Thomas Münzer die Schöpfungsordnung glaubte, indem er die Aufhebung der Leibeigenschaft forderte)?

2. Vermag Gogarten die Forderungen des Sozialismus und diesen selbst nach einer Neuordnung der Gesellschaft als das zu erkennen, was sie ist, als eine Bewegung, die der Welt „ihre Ordnung wiedergeben will" aus dem Gesetz Gottes heraus, das die Menschen vorwissend in ihrem Herzen tragen? Hat Gogarten zur sozialistischen Bewegung etwas Anderes zu sagen, als das, was Luther den Bauern entgegenhielt: „Ihr habt wohl menschlich Recht, aber kein christliches Recht"?

3. Wie steht Gogarten zu dem herrschenden Standesbegriff, der den Stand, in dem der Mensch steht, nicht von der Verpflichtung, die ihm sein Stand auferlegt, sondern von der Bevorrechtung, die er ihm verleiht, her versteht? Ist es nicht eine Konsequenz der Gogartenschen Standeslehre, wenn er sich als Theologe für den radikalen Abbau aller Standesvorrechte einsetzt?

Möhrenbach Aurel v Jüchen

Die Zeitungskanzel

Gegenwartsprobleme des deutschen Journalismus 3

Der Gedanke, daß es gelte, die Presse, dieses unvergleichliche Instrument geistiger Massenbeeinflussung, in den Dienst der Evangeliums-Verkündigung zu stellen, daß sich hier eine neue Möglichkeit volksseelsorgerlichen Wirkens biete, hat in früheren Stadien evangelischer Pressegeschichte eine bedeutende Rolle gespielt. Man formulierte etwa die Aufgabe so: Es gelte „neue Organe und Kanäle zu finden, um die Herrlichkeit des Evangeliums auch denen nahe zu bringen, die seine Übermittlung durch die alten kirchlichen Einrichtungen verschmähen". Freilich mußte die Presse, sollte sie zu diesem Dienst tauglich sein, zunächst selbst einer Reformation an Haupt und Gliedern unterzogen werden — sie gehörte ja selbst zu dem „Irrenden, Strauchelnden, Gefährdeten und Verlorenen", zu dem sich die Innere Mission berufen wußte —; bisher ein Werkzeug des Fluches, sollte sie fürderhin als ein Werkzeug des Segens ihren Dienst tun. Charakteristisch für diese Einstellung ist, daß man von den spezifisch kirchlich-missionarischen Bedürfnissen ausgeht.

Heute ist man in der Beurteilung der Möglichkeiten christlicher Gesinnungsbildung durch die Presse sehr viel zurückhaltender geworden. Man hat erkannt, daß die „dezidierte Weltlichkeit" der modernen Tageszeitung nicht nur schuldhafte Abirrung ist, sondern daß darin zunächst ein Wesensgebot der Presse — „Machet euch die Erde untertan" — ihren Ausdruck findet, daß ein gut Teil der Spannungen zwischen der Welt der Presse und der Welt der Religion unaufhebbar sind: man denke etwa an den pflichtgemäßen Drang der Presse zur Öffentlichkeit gegenüber dem „Verborgenheitswillen" jeder gesunden Religion. Man hat ein geschärftes Auge bekommen für die Schicksalhaftigkeit, für die „Dämonie" und die — Tragik, die mit dem Vorwärtsstürmen der Technik und der Umklammerung alles Lebendigen durch die Wirtschaft auch in der Zeitung sich auswirkt. Und man hat wohl auch ein verfeinertes Sensorium dafür bekommen, was innerhalb der Zeitung stilgerecht ist, und welche Beschränkungen und welche Forderungen aus den allgemeinen Gesetzen des Journalismus auch für die weltanschauliche Gesinnungsarbeit in der Zeitung erwachsen.

Dies bedeutet keineswegs, daß das Überzeugungsmäßige, die geprägte weltanschauliche Haltung, das religiöse Farbe Bekennen nun möglichst in den Hintergrund zu treten habe, um dem Bekenntnis einer Gesinnungstüchtigkeit, die Niemand wehe tut, und der Aussprache passender Allgemeingefühle Platz zu machen. Dies war und ist ja der Fortschritt, daß der früher kultivierte Wald- und Wiesenartikel an den großen christlichen Festen weithin vor religiösen Festbetrachtungen von Gehalt und Charakter hat kapitulieren müssen. Man ist im Gegenteil mitunter überrascht, wieviel an offenem religiösem Bekennertum, an werbenden christlichen Gedanken in den Festartikeln auch führender Großstadtzeitungen, auch solcher mit starker Publikumsabhängigkeit, sowie in den Sonntagsbetrachtungen größerer und kleinerer Blätter noch heute Raum findet. Wir erinnern hier etwa an die auch in Buchform erschienenen eindrucksvollen Zeitungsandachten des Greifswalder Theologen Wilhelm Koepp, die ausdrücklich über

den „Vorhof" hinausführen wollen zu „einem wirklichen, verstehenden Blick in das Heiligtum selber". Uns ist ferner eine weitverbreitete reichshauptstädtische Provinzkorrespondenz bekannt, deren Sonntagsbetrachtungen, von einem Geistlichen geschrieben, an ein Bibelwort wie eine Art Predigttext anknüpfen, um dann bekenntnismäßig, schlicht und warm, dem Leser an Herz und Gewissen greifend, dieses Wort „anzuwenden".

Gleichzeitig ringt man um neue Formen: Statt der Sonntags-„Betrachtung" — mit der Versuchung zum Betrachtenden, falsch oder wirkungslos „Erbaulichen" — beginnt man, die Sonntags-„Spitze" mit dem schon im Wort liegenden Zwang zur Aktualität, zu konziser Fassung, zum Dynamischen in die Großstadtzeitung einzuführen. — Besonders glücklich scheinen uns hier Alfred Fischers Wochenschlußbeiträge im Berliner Lokal-Anzeiger: frisch, volkstümlich, an ganz konkrete Dinge des Berliner Lebens anknüpfend, dem großstädtischen Kollektivleben zugewandt und doch den Einzelnen zum Mitgehen zwingend, ein Reden mit Zungen, die gehört und verstanden werden. Und sein Versuch ist nicht der einzige. Die Auflockerung des Zeitungsbildes, in dem immer mehr gegenüber der Abhandlung, dem mitunter etwas schweren Artikel die leichteren, mehr feuilletonistischen Elemente: das Entrefilet, die Skizze, die Miniatur an Boden gewinnen, und die unverkennbare Tendenz des heutigen Journalismus, ernste Dinge in einer nicht eben so gewichtigen Form zu sagen, gibt heute der Frage eine entscheidende Wichtigkeit, ob es gelingt, auch für die christliche Verkündigung von der „Pressekanzel" die neuen zeit- und pressegemäßen Formen zu finden, die diese Beiträge gelesen und wirkungskräftig machen. Hierzu dürfte vor allem die schwere Kunst der indirekten Redeweise, die Verwendung von Symbol und Gleichnis, die Fähigkeit des bloßen Andeutens und Anklingenlassens gehören.

Ein Blick in die Presse zeigt eine ganze Skala verschiedener Formen und Typen. In einer Königsberger Zeitung schreibt Professor Uckeley, seine Beiträge sind auf den Zusammenklang von Religion und Bildung gestimmt, christliche Lebensweisheit in edler Form und gepflegter Sprache. Auch aus anderen Gebieten sind uns ausgezeichnete Lösungen der Aufgabe mit „neuen Zungen" zu reden bekannt. Erwähnen möchten wir das erfolgreiche Unternehmen des Württembergischen Preßverbands, mit „Sonntagsgedanken", d. h. nicht zusammenhängenden Darlegungen, sondern einzelnen ausgewählten Worten aus der Lebens- und Sterbensweisheit der Jahrhunderte, die unter einem Leitwort zusammengefaßt sind, sich bei der kleinen und mittleren Presse des Landes als ein gern gesehener Gast einzustellen.

Es wäre eine reizvolle und zugleich höchst notwendige Aufgabe, einmal diese verschiedenartigen Versuche zusammenzustellen, zu untersuchen, ob und inwieweit sich hier bereits neue journalistische Stil- und Darstellungsformen herausbilden, und dann bewußt und zielsicher eine Methodik, eine Art Homilie der Verkündigung von der Pressekanzel zu schaffen und die Menschen für diese nicht leichte Aufgabe zu schulen. Daß ein Zeitalter, für das ein neues religiöses Suchen und zugleich eine bis an die letzten Wurzeln reichende Unsicherheit in den Fragen der Weltanschauung und Lebensgestaltung kennzeichnend ist, einer planmäßigen Arbeit auf diesem Gebiet manche schöne Frucht verheißt, bedarf keiner Begründung.

Welch ernste Würdigung den religiösen Sonntagsbetrachtungen in der Presse von den Männern „vom Bau" geschenkt wird, zeigt ein jüngst im „Zeitungsverlag", dem Fachorgan des Vereins deutscher Zeitungsverleger, erschienener Artikel. Darin wird festgestellt, daß diese Sonntagsbetrachtungen in den letzten Jahren in immer größeren Kreisen der Presse zu einer ständigen Einrichtung geworden sind, und „das Zusammenwirken heute von beiden Seiten aus als Erweiterung des Schaffenskreises begrüßt und hoch gewertet wird"; es gebe manchen Geistlichen, dessen Beiträge auch von nicht kirchenfreundlichen Leuten mit großer Beachtung gelesen werden. Freilich zeigt dann gerade die Kritik, die der Verfasser dieses Artikels an der Durchführung des Gedankens in vielen Einzelfällen übt — zu viel „Kirchensprache", zu viel Bibelzitate, zu wenig lebendige Volkstümlichkeit und Kraft den Leser heranzuziehen und zu fesseln —, wie viel auf diesem Gebiet noch zu tun übrig bleibt.

Berlin Martin Plieninger

Der Paritätische Ausschuß

Wie die Zeitungen gemeldet haben, hat sich am 27. v. M. in Berlin der Paritätische Ausschuß konstituiert. Den Vorsitz führen Reichsgerichtspräsident a. D. D. Simons und Reichstagsabgeordneter Joos. Die laufenden Geschäfte besorgen von katholischer Seite Frau Helene Weber, M. d. R., und Dr. Vockel, Generalsekretär der Zentrumspartei; von evangelischer Pfarrer D. Schubert an Zwölf Apostel in Berlin und Professor D. Siegmund-Schultze. Zuschriften sind fürs Erste zu richten an Geheimrat Tillich vom preußischen Wohlfahrtsministerium in Berlin.

Die Zahl der Mitwirkenden auf beiden Seiten ist vorläufig auf je 15 festgelegt. Es gibt natürlich unbegrenzte Möglichkeiten einer Kooptation, und es besteht jede Freiheit, von Fall zu Fall erwünschte Personen zur Mitarbeit heranzuziehen. Ein Blick auf die in CW 7 Sp. 340 f. veröffentlichte erste Liste hat gezeigt, daß zunächst auf katholischer Seite fast nur Politiker beteiligt waren, Abgeordnete der Zentrumspartei; auf evangelischer Seite fast nur Theologen, mehr oder minder der Christlichen Welt nahestehend. Das mochte befremden. Aber einmal war das Bäumlein so gewachsen. Sodann hatte es sein Gutes, daß nicht etwa Politiker den Politikern gegenüberstanden, Parlamentarier, die sich nur zu gut kannten und nach der gemeinsamen Arbeit in ungezählten Plenar- und Ausschußsitzungen nunmehr auch noch in diesem Ausschuß — mit wer weiß was für Erfahrungen und Empfindungen in der Seele —, — sondern Leute von ganz verschiedenem Kaliber, vielleicht auch verschiedener Tendenz. Unserseits zumeist Theologen, dort zumeist Laien: ja entspricht das nicht sonderbarerweise dem Stande der kirchlich Tätigen auf beiden Seiten? Sind nicht unter unsern Katholiken vornehmlich Laien die öffentlich Schaffenden? Und bei uns, in der Kirche des „allgemeinen Priestertums", die Theologen? Drüben gibt es freilich eine Hierarchie mit gewaltigen Privilegien, aber sie konzentriert sich demonstrativ auf das eigentlich kirchliche Gebiet; hüben die deutschen Landeskirchen — sind sie nicht wirklich gemeinhin „Pastorenkirchen"? Wir beanspruchen ja gar nicht, in dieser ersten Zusammensetzung zu verbleiben. Auch der katholische Teil wird sich ergänzen; und wir Evangelischen werden es. Kirchgenossen von der Rechten, Laien womöglich, werden zum Beitritt eingeladen werden. Jetzt ist nichts Andres da als eine lebendige Zelle, jeder Weiterbildung fähig.

Die Verhandlungen waren vertraulich und werden es bleiben. Es galt zunächst, daß unter den Anwesenden selber jene „Atmosphäre des Vertrauens" gewonnen wurde, die zwischen den Konfessionen mehr oder minder herzustellen gemeinsame Aufgabe ist. Selbstverständlich wird die Arbeit keine geheime sein, aber auch keine bei offenen Türen. Wie und wann sie von dem, was sie treiben, Rechenschaft geben, das wird sich ja finden. Brauchen die beiden Teile gegenseitiges Vertrauen, so müssen sie erst recht von dem Vertrauen ihrer Kirchgenossen getragen sein und, soweit sie es nicht schon besitzen, es sich erwerben.

Der Ausschuß ist nicht ohne Vorgeschichte; aber in dieser Gestalt ist er doch bisher noch nicht ernstlich angestrebt

worden. Nur als Klage, als frommen Wunsch habe ich während des Krieges den Gedanken ausgesprochen, in dem Sammelwerk von Friedrich Thimme: Vom inneren Werden des deutschen Volkes (Leipzig, Hirzel 1916) S. 139 ff. „Weshalb", schrieb ich damals, „soll unsre vaterländische Gemeinsamkeit in ihrem jetzigen Hochstande nicht stark genug sein, ein solches Organ des Vertrauens hüben und drüben hervorzutreiben? Muß es so bleiben, daß jeder konfessionelle Mißstand erst tausendmal empfunden und beklagt und breitgetreten wird, ehe irgend Abhilfe auch nur zu erhoffen ist? Daß überhaupt keine Abhilfe zu erreichen ist außer auf Kriegspfaden? Ist das würdig? Ist das christlich?"

Hermelink in seiner Schrift „Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart" hat das aufgegriffen (S. 57; C W1923, 7/8, 112 f.) und dabei eines Vorschlags gedacht, den der Jesuit B. Duhr gemacht hat.

Eine ganz andre Vorgeschichte hat der Ausschuß auf der katholischen Seite. Schon die Zusammensetzung ihrer Vertretung im Ausschuß wesentlich aus Zentrumsmitgliedern zeigt ihre Tendenz auf eine politische Wirkung — zum Besten der deutschen Volksgemeinschaft im Sinne etwa einer christlichen Einheitsfront. Diese Bestrebungen katholischer und evangelischer Gruppen haben zeitweilig ein Organ gehabt in der interessanten „politischen Monatsschrift zur Pflege der Deutschen Eintracht: Der Zusammenschluß" (1926—28. Verlag Hans Scheller, Berlin SW 68), herausgegeben von Friedrich Thimme und Eduard Hemmerle. Von besondrer Bedeutung war dort ein Artikel des Reichsministers Dr. Brauns in Heft 11 vom Februar 1927. Er stellte inmitten der dort sich abspielenden Diskussion fest, daß eine religiöse Gesinnungsgemeinschaft zwischen gläubigen Christen verschiedener Bekenntnisse jedenfalls in einem solchen Ausmaße vorhanden sein kann, daß ein enges politisches Zusammenwirken unter ihnen durch die bestehenden konfessionellen Unterschiede keineswegs ausgeschlossen zu sein braucht.

Eine Anknüpfung an die damaligen Verhandlungen ist durch den Personenwechsel bei der jetzigen Fühlungnahme ausgeschlossen. Es handelt sich um einen neuen Anfang. Was an Gemeinsamkeit vorhanden ist, welche Tragfähigkeit und Tragweite es hat, wird sich zeigen. Der Ausschuß wird sich zunächst in sich selber festigen müssen, ehe man Leistungen von ihm für das öffentliche Wesen erwarten darf.

Marburg Martin Rade

Zum Verständnis des Marburger Religionsgesprächs

Das Marburger Religionsgespräch vom 2. und 3. Oktober 1529 gehört zu den geschichtlichen Begebenheiten, die umstritten sind. Die Legende hat sich früh seiner bemächtigt und hält sich zäh. Zuständige Historiker weichen im Detail und im letzten Urteil voneinander ab. Immerhin, vieles steht fest und soll auch einem weiteren Kreise nicht vorenthalten bleiben. Dafür wird das Vierhundertjahr-Gedenken sorgen.

Die folgenden zwanglosen Beiträge zum Verständnis des Gesprächs (vielleicht auch zur Verständigung) lassen die wichtige politische Seite der damaligen Vorgänge mit Fleiß außer Acht. Sie gelten ihrem religiösen und wissenschaftlichen, also ihrem theologischen Sinn.

1. Der Brief des Honius

Es war zwei Jahre ehe der Handel anhob. Sommer 1522. Kommen zwei Männer aus Holland nach Wittenberg und bringen dem Luther Schriften von Johann Wessel († 1489) und einen Brief. Der Absender war Cornelius Hendriks Hoen, latinisiert Honius, Advokat in Haag. Er hatte von Luther unter anderem seinen „Sermon von dem neuen Testament, d. i. von der heiligen Messe" (1520) gelesen; vom heiligen Abendmahl handelte eine der Wesselschen Schriften und der Brief. Dieser Brief ist der genaue Ausgangspunkt für das, was im Oktober 1529 in Marburg verhandelt wurde.

Mit Luther ist Honius ganz einig darin, daß Christus den Seinen im Abendmahl ein „Pfand der Verheißung" hinterlassen hat, der Verheißung der Sündenvergebung, damit sie nicht wankten. So, wie ein Bräutigam seiner Braut einen Ring schenkt: Accipe, do me ipsum tibi „Nimm hin, ich gebe mich selbst dir" — und die Braut glaubt ihm, glaubt sponsum esse suum „der Bräutigam sei ihre". So soll der Empfänger des Abendmahls fest glauben, Christum iam esse suum „Christus sei sein", Christi Leib für ihn überantwortet, Christi Blut für ihn vergossen — und Christum dafür über alles lieben. Das heißt: ihn essen und sein Blut trinken — Joh. 6, 56. Wer ohne diesen Glauben zum Abendmahl geht, wird dort nur Matzen, jüdisches Manna essen, nicht Christum.

Das war ganz, wie Luther es damals lehrte und predigte. Honius polemisiert nun gegen die Lehre der römischen Theologen, die da sagen, panem post consecrationem Christi verum corpus esse „daß das Brot nach der Segnung der wahre Leib Christi sei". Also gegen die Transsubstantiationslehre, die Lehre von der „Wandlung", wonach die Substanz des Brotes durch die priesterliche Weihe in die Substanz des Leibes verwandelt wird, so daß von da an für immer nur noch Leib Christi da ist (abgesehn von der Erscheinungsform, den Accidentien). Das war, im Mittelalter, katholische Wissenschaft und katholischer Glaube. Honius findet, dieser Glaube sei ein bloßes Fürwahrhalten (fides historica), und könne nicht „rechtfertigen"; schlimmer noch: er verführe zu heidnischer Abgötterei, indem man folgerichtig das geweihte Brot anbete, pro Deo, als wäre es Gott.

Damit wird Luther ganz einverstanden sein. Aber wie weiter?

Jene scholastische Lehre, fährt Honius fort, hat keinen Grund in der Schrift. Wenn Jemand sagen wollte: Wir haben ein Wort Gottes, da er spricht „Das ist mein Leib", dem muß man Matth. 24, 23 entgegenhalten: „So alsdann Jemand zu euch sagen wird: Siehe, hier ist Christus! oder da! so sollt ihr's nicht glauben." Vetuit Christus! Verboten hats Christus. Deshalb darf man denen nicht glauben, die da sagen in pane esse Christum „im Brote sei Christus". Die Apostel brachen das „Brot", sprachen vom „Brot". Und wenn Paulus 1. Kor. 10, 16 schreibt: „Das Brot, das wir brechen, ist es nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi?", so ist daraus ganz klar, daß est für significat steht: est pro significat exponi. Paulus zieht dort die Parallele mit dem Götzenopferfleisch: da ist keine Rede davon, daß die Götzen, die Dämonen, in die Opferfleischstücke verwandelt würden; Paulus meint nur, der Genuß dieses Opferfleisches bedeute eine gewisse Gemeinschaft mit dem Teufel: dicit ‚esse' vel ‚significare' quandam communicationem cum diabolo. Daß die Copula est in den Einsetzungsworten die Realpräsenz, die wirkliche Gegenwart von Leib und Blut Christi besagen müsse, wird widerlegt durch Bibelstellen wie Matth. 11, 24 (Johannes der Täufer ist Elias) Joh. 19, 26 (Siehe, das ist dein Sohn) Matth. 16, 18 (Du bist Petrus und auf diesen Felsen) 1. Kor. 10, 4 (Der Fels, aus dem Mose Wasser schlug, war Christus) Joh. 10, 7. 9. 14, 6. 15, 1. Matth. 21, 42 (Christus die Tür, der Weinstock, der Stein). Nein, kein Schriftverständnis zwingt uns zu jener buchstäblichen Auslegung des est in den Einsetzungsworten; Nichts engt uns darauf ein (angustat) als die Autorität des Papstes. Die richtige Deutung des Abendmahls haben wir Joh. 6, 48—50: „Ich bin das Brot des Lebens. Eure Väter haben Manna gegessen in der Wüste und sind gestorben usw." 1. Kor. 10, 3—6: Was die Juden dort in der Wüste erlebten, das ist typisch für euch! Wie jenen damals in der Wüste, weil sie nicht glaubten, die res, die Sache entging und sie nur die signa, die Zeichen behielten (Alle aßen dieselbe Speise, aber das rettete nicht Alle), so kommt

es heute wie damals auf den Glauben an, durch den allein wir die Sache empfangen, die durch jene Zeichen bezeichnet war (rem istis signis signatam). Diese Sache kann ja gar nicht der Leib Christi sein, schon wegen Psalm 10, 16: „Du wirst nicht zugeben, daß dein Heiliger verwese." Aber auch die Erfahrung zeigt es: das geweihte Brot fressen die Mäuse!

„Solches tut zu meinem Gedächtnis!" Daran liegt es. Wobei man sich wohl Gedanken darüber machen muß: über das „Solches": Was ists, das ich (Christus) tue? Was tut ihr (die Jünger)? Welch ein Abgrund göttlichen Geheimnisses öffnet sich hier! (Certe abyssus multa religio haec!) Aber Eines bleibt sicher: die Realpräsenz, die leibliche Gegenwart Christi ist ein Fündlein der Papisten, vielmehr des Satans. Das ganze kirchliche Prunken und Prachten hat sich darauf aufgebaut. Hat Christus seinen Jüngern nicht mit guter Absicht seine leibliche Gegenwart entzogen? Joh. 16, 7: „Es ist euch gut ... denn so ich nicht hingehe ..." So meint er es auch im Abendmahl: Wenn mein Leib überantwortet werden wird und am Kreuze hangen, das wird für euch geschehen!

Er sagt aber est für significat nicht ohne Ursach. Das ist bestimmter, lebhafter. Wie wenn man zum Regenbogen sagt: Das ist Regen. Oder Joseph der Traumdeuter Gen. 40, 12. 18. 41, 20: „Die drei Reben, die drei Körbe sind drei Tage; die sieben Kühe, die sieben Ähren sind sieben Jahre." Es bleibt ja auch nach der Konsekration alles, wie es ist! Es tritt gar kein Wunder in die Erscheinung. Dunst und Schwindel der Papisten!

Unterscheiden wir — nach 1. Kor. 11, 29 — das Brot, das wir essen, und Christus, den wir glaubend empfangen! Wenn wir das Brot aufheben (elevamus) und sagen: „Dies ist unser Herr, der uns durch sein Blut erlöst hat" — verdammlich ist das. Man darf auch auf die nicht hören, die da sagen: Der Leib Christi sei im Brot „wie Feuer im Eisen". Hören soll man auf Christum Matth. 24, 26 und 29: „Wenn sie zu euch sagen werden: Siehe er ist in der Kammer, so glaubet nicht!"

*

Als Luther das las, wird er eine große Enttäuschung erlebt haben. Erst der positive Eingang ganz nach seinem Sinn, dann die Polemik gegen die Transsubstantiation desgleichen — aber die neue Wendung vom est auf das significat! Die völlige Abkehr von jeglicher Realpräsenz, auch von der Concomitanz beim Brauch des Sakraments, von der Consubstantiation, wonach ohne Verwandlung der Substanz doch Leib und Blut Christi „in, mit und unter" dem Brot und Wein wahrhaftig und wirklich für den Genießenden da sind! „Wie das Feuer im Eisen" — ein schon von der früheren Theologie gebrauchtes, von Luther dankbar übernommenes, mit Vorliebe wiederholtes Bild! Honius lehnt es ausdrücklich ab, sicher ohne zu wissen, daß es Luthers Ansicht von dem Zusammen der beiden Substanzen wiedergibt; sein Brief polemisiert nicht gegen Luther; er schreibt an Luther wie an einen, der mit ihm Einer Meinung ist, den er nur mit einer neuen Formulierung vertraut machen will: nimm est im Sinne von significat — und alles ist klar! Der römische Aberglaube ist restlos überwunden!

*

Die beiden Boten mußten wohl merken, daß der Brief ihres Landsmanns bei Luther seines Zwecks fehlte.

Und da sie von Wittenberg nach der Schweiz reisten, nahmen sie den Brief mit und gaben ihn in Basel dem Oekolampad zu lesen. Durch diesen lernte Zwingli ihn kennen. In dem Unglücksjahr 1524.

Der ganze Abendmahlsstreit jener zwanziger Jahre und des Marburger Religionsgesprächs drehen sich allein um est und significat.

Allein? — Nun ja! Man darf das wohl einmal so sagen.

Marburg Martin Rade

Von der furchtbaren Hungersnot in China

„16 Millionen Menschen stehen in China vor dem Verhungern", so hat kürzlich der chinesische Minister des Innern seiner Regierung gemeldet. Diese Nachricht ist keineswegs übertrieben. Die Not ist über die Maßen. Folgende Berichte beweisen das.

1. Aus Sanyan in Schensi wird der „Peking and Tientsin-Times" geschrieben:

Furchtbare Hungersnot herrscht hier, und die Not der Menschen ist entsetzlich. In unserer Stadt wurden an einem einzigen Tag 45 Todesfälle (durch Verhungern) gemeldet; in einer Behausung der Ärmsten fand man 25 Leichen. Ich habe kürzlich zwei Reisen durch die Dörfer dreier Kreise gemacht. Was man sah und hörte, preßt einem das Herz ab. Man mußte weinen, daß menschliche Wesen in solche fürchterlichen Zustände versunken sind. Nur ungefähr 10. v. H. der Dörfer haben gute Nahrung, alle übrigen müssen von Ersatzmitteln leben, die man noch nicht einmal den Schweinen geben würde. Ihre Nahrung besteht aus Maishülsen, Stroh, trockenen Blättern, Baumwollsamen und Disteln, und selbst daran fehlt es. Ein großer Teil der Leute hat nicht einmal eine Ersatz-Nahrung. Sie stehen völlig dem Nichts gegenüber. Sehr viele Haushaltungen haben keine Sachen mehr außer einer zerlumpten Decke für das Bett. Ich sah einige Kinder, die ihr Backsteinbett nicht verlassen konnten, weil sie überhaupt keine Kleider mehr hatten. Die Möbel sind längst verkauft worden; viele haben selbst ihre Häuser zerstört, um die Dachsparren, Türen und Fenster zu verfeuern oder zu verkaufen.

In vielen von den Häusern, die noch unbeschädigt waren, fanden wir die Menschen krank oder so schwach, daß sie nicht aufstehen konnten. Noch spät am Tag waren an vielen Häusern die Fenstermatten nicht geöffnet. In diesen dunklen Häusern lagen sehr Viele, in der Finsternis auf die Erlösung von der Hungerqual durch den Tod hoffend. Zwei vom Hundert der Bevölkerung sind schon am Hunger gestorben. Viele haben ihre Frauen verkauft, zahlreiche Andere würden gern dasselbe tun, wenn sich Käufer fänden. Ich kenne einen Mann, der seine neunzehnjährige Frau verkaufen wollte, um seine alte Mutter am Leben erhalten zu können. Man bot ihm für seine Frau ein kleines Gefäß Mais. Mindestens 15 v. H. aller Kinder sind verkauft oder umsonst abgegeben worden. Viele haben mich gebeten, doch ihre Kinder mitzunehmen, da sie sie nicht ernähren konnten. Ungefähr 60 v. H. aller Haustiere sind verkauft oder geschlachtet worden. Viele Tiere wurden von Räuberbanden gestohlen und geschlachtet. Das Stehlen von Brot ist weit verbreitet trotz der Netze, welche die Brotverkäufer über ihre Waren ausgespannt haben. Das Gewerbe der Straßenverkäufer, die Brot anbieten, ist sehr schwierig geworden. Denn wenn der Händler mit dem einen Kunden über den Preis verhandelt, ergreift ein anderer den ganzen Vorrat und läuft mit ihm davon. Hunde werden verzehrt. Ich sah solche, schon zum Kochen zubereitet, andere lagen elend auf einem Haufen, zu schwach vor Hunger, um sich um den Fremden zu kümmern, der in ihren Bereich kam, und unfähig, sich zu rühren. Wölfe gibt es in großer Zahl. Sie verlassen die Höhlen in den Gebirgen. Ein Kind unserer Kirche ward von ihnen gefressen. Nahe dem Dorf fing man einen Leoparden.

Das Land gleicht einer Wüste. Kein einziges, grünes Blatt ist zu sehen. Keine Saat ist bisher gesät worden. Die Dörfer sind gänzlich öde. Man kann durch große Dörfer gehen, ohne eine einzige, lebende Seele zu sehen, während sonst Scharen von Kindern herumspielen. In der Stadt hier sieht man grausige Bilder; arme, ausgemergelte Menschen liegen in Ecken herum, wie leblose Klumpen. Vor jeder Tür stehen die Bettler. Vor zwei Tagen hörte ich auf der Straße ein Stöhnen und sah einen kleinen Knaben völlig entkräftet, dem Tode nahe auf der Straße liegen. Ich lud ihn ein, mit mir zu kommen, ich wollte ihm zu essen geben. Er war unfähig, aufzustehen. Bald war ich von einer großen Schar verhungernder Menschen umgeben. Einer ergriff meinen Rock und fiel vor mir nieder. Mit Mühe nur kam ich aus der Schar heraus. Ich sandte ihnen durch einen Chinesen Brot.

Aber wie soll man diesen heimlosen Hungernden helfen? Ich gebe ihnen im allgemeinen nichts auf der Straße, sondern lade sie in unsere Suppenküche ein, wo sie warme Nahrung erhalten. Die Kaufleute der Stadt hatten zwei weitere Küchen eröffnet. Aber sie sind des Wohltuns müde geworden und haben sie wieder geschlossen. Nun werden wir von den Verhungernden überschwemmt. Tausende warten vor der Halle. Zeitweise war es unmöglich, die Tür zu öffnen. Es wären sonst Viele von den Übrigen zu Tode getrampelt worden. Der Kommissar für die Linderung der Not war bei mir zur Beratung mit den Wohlhabenden. Aber diese weigerten sich, die Küche wieder zu öffnen, wenn nicht die Nachbarstädte auch Küchen einrichteten. Sonst würden alle Hungernden der ganzen Gegend in unsere Stadt strömen und Unruhen folgen. Denn diese verzweifelten Menschen kennen weder Vernunft noch Furcht.

Wir erleben die entsetzlichsten Tragödien. Eine mag hier erzählt werden. Eine Familie, Mann Frau und ein Kind von acht Jahren standen vor dem Hungertod. Der Vater, der es nicht mehr ertragen

und den Jammer der Seinen nicht mit ansehen konnte, zog für einige Tage aus, Hilfe zu suchen. Die Mutter konnte das Hungerklagen ihres Kindes nicht mehr aushalten, machte aus Schmutz ein Gebäck und legte es auf den Herd, es zu backen und vertröstete das Kind. Das Kind aber schrie weiter. Die Mutter wußte, daß sie für das Kind keine Nahrung hatte, ging hinaus und erhängte sich. Als der Mann nach Hause kam, sah er seine Frau erhängt, sah er das verschmachtende Kind, nahm das Kind, zerschmetterte ihm den Schädel und hängte sich gleichfalls auf.

Der Interntionale Hilfsausschuß zur Bekämpfung der Hungersnot meldet aus derselben Provinz Schensi:

Seit fünf Monaten haben die Menschen keine richtige Nahrung mehr. Sie essen Baumwollsamen, Maulbeerblätter und Wurzeln. Aber auch dies geht zu Ende. Dann bleibt nur noch der Tod.

Im Dorfe Tschang Tschiatu hockten 200 Menschen in einer Höhle, völlig entkräftet und starben dahin.

In der Stadt Tschin Yang Chien leben 120 000 Menschen. Von diesen stehen 70 000 vor dem Sterben, weitere 30 000 haben nur noch für kurze Zeit Ersatznahrung (Blätter, trockenes Gras). Hundert Familien haben Selbstmord begangen.

Im Dorf Se Sche Tao leben 600 Menschen, von diesen starben in der letzten Woche 20 am Hunger.

2. Aus der Provinz Kansu meldet der Bericht:

80 vom Hundert der Bevölkerung, die sechs Millionen Menschen zählt, sind ohne Nahrung und Frühjahrsaussaat. Die Kinder werden in vielen Fällen von den Hungernden geschlachtet und gegessen. In der Provinzhauptstadt sterben täglich etwa 300 Personen am Hungertode. Die Leute sind zu schwach, um ihre Toten beerdigen zu können. Dazu ist der Mohammedaner-Aufstand in Kansu, durch den im vorigen Jahre 200 000 Menschen ums Leben kamen, wieder aufgelebt. In einer Stadt wurden von den Mohammedanern 10 000 Menschen geschlachtet.

Die Not ist eher noch schrecklicher, als die Berichte es dartun.

3. Aus der Provinz Shantung meldet der Ausschuß:

Durch Trockenheit verdarb die Ernte. Dann kamen die Kriegszüge und Räuber. Dann kam eine Heuschrecken-Plage, die fraßen das Letzte ab. Die Bauern brühen die Heuschrecken in kochendem Wasser und heben sie als Nahrung auf. Die Folge sind viele Darmkrankheiten. Sonst haben sie nur Spreu, trockene Blätter und Sägespäne zum Essen. Die Türen und Fenster der Häuser sind längst verkauft. Elend und Sterben greifen weiter um sich.

In all dem Elend ist nun von neuem der Bürgerkrieg ausgebrochen. Gerade in Shantung tobt wieder der Kampf. Die Räuberplage nimmt überhand. Kürzlich wurde sogar die große Stadt Tsiningchow, die 300 000 Einwohner hat und eine Garnison von Soldaten, von der Räuberbande „Der Rote Speer" überfallen, die Bahnstation zerstört und in der Stadt gemordet und geplündert und zahlreiche Häuser verbrannt.

In dieser Stadt Tsiningchow hat die Ostasien-Mission mitten im Hungergebiet eine ärztliche Station. Der deutsche Missionsarzt Dr. Haensel mit seiner Frau und der schweizerischen Krankenschwester Hanni Moser helfen mit größter Aufopferung den Kranken und Elenden. Im Januar wurden 276, im Februar 283 Kranke von ihnen behandelt. Dr. Haensel hat mit der Krankenschwester jetzt eine Speisung von hungernden Frauen und Kindern eingerichtet, mit Hilfe von Gaben aus Deutschland und der Schweiz. Ein schweizer Menschenfreund spendete dazu 7000 Franken. Für dies Werk der Hilfe in unsäglicher Not werden Gaben dringend erbeten an den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein (Ostasien-Mission) Berlin W 57, Pallasstraße 8/9, Postscheckkonto Berlin 6457.

Berlin Johannes Witte

Nachwort. Diese Zustände sind ja in der Tat furchtbar. Aber unsereiner steht ihnen so machtlos entgegen wie dem ausgebrochenen Krieg. Aus Indien und Rußland kommen ähnliche Berichte. Vielleicht ist es in China jetzt am schlimmsten. Was geschieht zur Hilfe im Großen? Der Artikel erwähnt einen Internationalen Hilfsausschuß. Wer ist das? Was leistet er? Was überhaupt ist zu hoffen?

Aber für uns handelt es sich darum, daß Dr. Haensel mit Frau und Schwester unter der Not ihrer unmittelbaren Umgebung nicht ohne Mittel dastehen. So möge die Bitte nicht vergebens sein. R

Bücher und Schriften

Sieben Wochen auf der Eisscholle, Der Untergang der Nobile-Expedition. Von Franz Běhounek. Leipzig, F. A. Brockhaus 1929. 263 S. 57 Abbildungen. 3 Karten. Geh. 6, geb. 7 M.

Endlich ist es möglich, das allgemeine Verlangen nach einem zusammenhängenden Bericht über den Polflug des italienischen Generals Nobile zu stillen. Der tschechische Professor Dr. Franz Běhounek hat als Physiker und Spezialist für atmosphärische Elektrizität an der Fahrt der „Italia" teilgenommen und gibt nun in seinem Buche ein wahrheitsgetreues Bild von den Vorgängen während des Fluges und der sieben Wochen, die die Schiffbrüchigen nach dem Untergang der „Italia" in der Eiswüste verbringen mußten.

Es ist eine wahre Erholung, nach all den vielen gehässigen und nur auf Sensation zugeschnittenen Zeitungsberichten, die zum Teil sogar ganz erheblich von dem wahren Sachverhalt abwichen, einen der Beteiligten selbst berichten zu hören. Es sei betont, daß Professor Běhounek Tscheche ist, also den Italienern gegenüber Ausländer, und daher über den Verdacht der Lobrederei aus sogenanntem Nationalgefühl heraus hoch erhaben ist. Und trotzdem erhalten wir durch seine Worte ein ganz anderes Bild von der Person Nobiles, von den beiden viel angegriffenen Begleitern Malmgrens, Mariano und Zappi, und vielen Anderen, die durch die Presse dem Volk als schlechte, unkameradschaftliche Menschen hingestellt wurden.

Vielmehr erscheint uns Nobile als rührender und tätiger Leiter der Expedition, nach der Katastrophe als in sein Schicksal ergebener, aber dennoch weiterhin umsichtiger Führer und Kamerad. Mit allertiefster Erschütterung lesen wir von dem Versuch Malmgrens, Marianos und Zappis, durch einen Marsch Spitzbergen zu erreichen und Hilfe für die Schiffbrüchigen zu holen, und vom traurigen Ende dieses Marsches. Auf einen solchen Bericht hin hütet man sich wohl, über die beiden Italiener, die die untrüglichsten Zeichen von Polarpsychose zeigten und so ihren noch lebenden Gefährten verließen, ein leichtfertiges, übereiltes Urteil zu fällen.

Ebenso ist es gewiß fehlgegriffen, wenn man, wie so viele, die zu Hause die Nachricht von der Rettung Nobiles erhielten, auf den General den Vergleich mit dem Kapitän eines sinkenden Schiffes anwendet. Der Kapitän eines sinkenden Schiffes hat die Pflicht, bis zum letzten Augenblick auf seinem Posten zu bleiben und das Rettungsmanöver zu leiten. Nobile aber war bei dem Sturz der Führergondel auf das Packeis schwer verwundet worden und daher für die Anderen, die einen Marsch übers Eis zum Lande hin in Erwägung zogen, eher eine Bürde als eine Hilfe, da sie ihn und den Ingenieur Ceccioni ihrer Verletzungen wegen hätten tragen müssen. Abgesehen von alledem hatte Nobile vorher eine Reihenfolge festgesetzt, in der sie von den Flugzeugen gerettet werden sollten, und zwar stand an erster Stelle Ceccioni. Doch da Lundborg, der schwedische Flieger, Befehl hatte, als Ersten Nobile zu retten, so gab der General schließlich nach.

Über den Verbleib der mit der Ballonhülle der „Italia" Fortgetriebenen weiß natürlich Běhounek auch nichts zu sagen. Das Schicksal dieser Unglücklichen wird wohl immer ein Geheimnis bleiben.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition berührt das Buch begreiflicherweise wenig, einmal weil der einheitliche Charakter des Werkes gestört werden würde, zum andern weil die Expedition nicht so übermäßig viel Erfolge auf dem Gebiet der Wissenschaft zu verzeichnen hat, obwohl sie als rein wissenschaftliche Fahrt geplant war. Die Beobachtungen, die Professor Běhounek auf dem Gebiete der Radioaktivität der Luft gemacht hat, wird er voraussichtlich in einem anderen Werk veröffentlichen.

Im Ganzen ist das Buch von Anfang bis zu Ende ungeheuer lebendig und spannend geschrieben. Es ist mit einer großen Anzahl sehr guter Photographien ausgestattet, die dem Leser die Möglichkeit geben, sich ein vorurteilsfreies Bild von der Expedition und ihrem Ausgang zu machen. Wilhelm Hölscher

Diese Anzeige ist geschrieben und gesetzt, ehe noch der Spruch der römischen Untersuchungskommission vorlag. Ihr Erscheinen hielt uns von der Veröffentlichung zurück. Nachdem aber Professor Dr. Běhounek sich unzweideutig über jene amtliche Untersuchung geäußert hat, geben wir um so lieber die obige Besprechung wieder. Běhouneks Kritik des Spruchs findet sich in den Leipziger Neuesten Nachrichten Nr. 96 vom 6. April. D H

Ein deutscher Heiliger in Rußland. Von Karl Nötzel. Bruderhof-Leipzig, Eberhard Arnold-Verlag. 3. Auflage. 37 S.

In schlichter Sprache hat der bekannte Rußlandkenner Nötzel dem deutschen Arzt und Philanthropen Friedrich Haas ein schönes Denkmal gesetzt. Haas wirkte unter den Kaisern Alexander I. und Nikolaus I. als Oberarzt an den Moskauer Gefängnissen und hat kein Opfer gescheut, um das Los der armen Gefangenen und vor allem der zur Deportation nach Sibirien Verurteilten zu erleichtern. Das Schriftchen verdient es wirklich allgemein beachtet zu werden. Fritz Lieb

Leo Tolstoj und die Gegenwart. Von Valentin Bulgakov. Öffentliche Reden gehalten nach der russischen Revolution in den Jahren 1918—1920. Verlegt bei der Neu-Sonneselder Jugend, jetzt Heppenheim an der Bergstraße 1927. 81 S. 1.15 M.

Das Schriftchen des letzten Sekretärs Leo Tolstojs, das durch ein schönes Bild von „Valentin Bulgakov im Gespräch mit Tolstoj (1910)" bereichert und durch Lic. Dr. Hans Hartmann bevorwortet ist, wird bleibenden Wert behalten als Dokument einer der ohne Zweifel einflußreichsten geistigen Bewegungen, die Rußland in den ersten Monaten, ja Jahren nach dem Ausbruch der letzten Revolution durchbrausten. Hier haben wir ein lebendiges Zeugnis von der Propagandatätigkeit der Tolstojaner in dieser Zeit, bis die Bolschewisten auch ihr einen Riegel vorschoben und auch deren wichtigste Vertreter als „Konterrevolutionäre" des Landes verwiesen. Gerade diese Tatsache darf nicht vergessen werden über der sehr zweideutigen Tolstojfeier in Sowjetrußland unter Beteiligung des Volkskommissars für Unterricht und anderer offizieller Personen. Die Reden Bulgakovs sind getragen von der Überzeugung, daß der Tolstojsche abstrakte religiöse Idealismus vollauf genüge zu einer von Grund auf neuen freien Gestaltung des gesamten Lebens auf einer anarcho-kommunistischen und gewaltlosen Grundlage und auf dem Wege individueller Selbstvervollkommnung und Selbsterlösung („Hingabe an den Gottesgeist jedes einzelnen Menschen"). Mit aller Schärfe bekämpft er dementsprechend die orthodoxe Kirche so gut wie den marxistischen Materialismus und Gewaltglauben. Aller Wirklichkeit zum Trotz existiert das Böse für den Verfasser nicht. Als Anhang ist dem Büchlein ein interessanter Bericht über antimilitaristische Strömungen im russischen Volke und über die Gründung freier Kommunen im Geiste Tolstojs in den ersten Nachrevolutionsjahren abgedruckt. Fritz Lieb

Die Freiheit des Kolja Iwanow. Von Friede H. Kraze. Braunschweig, Hellmuth Wollermann 1927. 368 S. 5, geb. 6.50 M.

Ein „russischer" Roman von einer deutschen Frau! Wer mit Skepsis an dieses Buch herangeht, wird — im guten Sinne — überrascht sein. Denn es ist wirklich ein russischer Roman. Und er konnte wirklich russisch werden, weil er mit einem seltenen Verständnis für die Eigenart der russischen Volksseele und ihr problematisches Wesen und weil er aus einer echten Ergriffenheit von ihr und einer wahren Liebe zu ihr geschrieben ist. Das Buch schildert die Zustände und die Menschen auf einem russischen Landgute. Die Leibeigenschaft ist äußerlich noch in voller Geltung, aber sie ist für Herren und Knechte im höchsten Grade problematisch geworden. Am Schicksal des Leibeigenensohnes Kolja Iwanow sucht dies die Verfasserin eindrücklich zu machen. Es ist ihr gut gelungen zu zeigen, daß die Unfreiheit dieses russischen Menschen nicht nur das Produkt der Willkür einer frevelhaften Herrenklasse ist, so wenig als die errungene Freiheit, die wahre Freiheit, nur Ergebnis der sozialen Erhebung sein kann. Die Leibeigenschaft ist für Herren und Knechte tragisches Verhängnis, und gerade darum kann auch ihre Aufhebung nur durch Befreiung des inneren Menschen errungen werden. Im Unterschied zur Verfasserin würden wir aber hier lieber sagen oder deutlicher betonen: miterrungen werden. Das soziale Problem wird für sie zu individualistisch und zu spiritualistisch zum Problem der seelischen Befreiung des Einzelnen. Wie sehr aber die ganze russische Seele durch die Tatsache der Leibeigenschaft mitbestimmt und mitgestaltet ist, wird an Hand einer sehr feinen und lebendigen Gestaltung der handelnden Haupt- und Nebenpersonen eindrücklich gemacht. Daß dieses Schicksal eines Volkes einen letzten tiefen Sinn hat, wird sehr schön durch den Mund des Starzen Nikanor, der unverkennbar Dostojewskijsche Züge trägt, ausgesprochen. Fritz Lieb

Christus unter der russischen Jugend. Von Wl. Marzinkowskij. Aufsätze und Reden. Gesammelt und ins Deutsche übertragen von Johannes Harder. Karlsruhe (jetzt Wernigerode am Harz) Hans Harder Verlag 1928. 143 S. Geb. 3 M. Mit einem Bilde des Verfassers und einer Federzeichnung: Paul Nicolay von Alexander Harder.

Die von J. Harder gesammelten kurzen religiösen Ansprachen, Artikel und Bibelstudien des durch sein Buch über seine Revolutionserlebnisse allgemein bekannt gewordenen Verfassers bilden einen wertvollen, wenn auch manchmal etwas monotonen und nüchternen Beitrag zur Geschichte der Anfänge der russischen christlichen Studentenbewegung. Marzinkowskij war ein Schüler ihres Begründers, des Baron Paul N. Nicolay. Ihm verdankte er — wie er selber in diesem Büchlein schildert — seine Bekehrung zu einem stark pietistisch gefärbten Christentum. 1913 wurde er Sekretär der russischen, auf interkonfessionellem Boden stehenden christlichen Studentenbewegung. — Typisch Russisches enthalten die gesammelten Referate wenig, und der Ausfluß eines stark moralisierenden angelsächsischen freikirchlichen Christentums ist unverkennbar. So ist dem Verfasser „das Evangelium ein ideales Gesellschaftsprogramm". Dies betont er sehr stark in den Worten, die er im Revolutionsjahre 1917 gesprochen hat. Alle Ansprachen sind getragen von einer tiefen Ehrfurcht vor der unbedingten Autorität der Heiligen Schrift und von einer starken Liebe zum auferstandenen Christus. Mit Dostojewskij sagt der Verfasser: „Indem wir Christus finden, finden wir uns selbst." Fritz Lieb

Nikolai Lesskow: Gesammelte Werke, Band 7—9. München, C. H. Beck 1927. Je 3.50, geb. 5.50, auch 6 M. Alle 9 Bände geb. 45, auch 50 M.

Zu der in CW 1925 Nr. 48/49 von Nikolaus v. Arseniew angezeigten deutschen Lesskow-Ausgabe sind inzwischen die drei letzten Bände erschienen. An der Übersetzung beteiligten sich die durch ihre Übertragungen aus dem Russischen bereits rühmlich bekannten Erich Müller und vor allem Johannes v. Günther und Artur Luther. Über Lesskows Bedeutung für das Verständnis des russischen Volkes, vor allem auch des Bauerntums, dessen Darstellung den Namen Lesskow zu dem macht, was etwa Jeremias Gotthelf für das schweizerische Geistesleben bedeutet, hat Arseniew (a. a. O.) bereits gesprochen. Von den dort angeführten Schriften Lesskows sind nun verschiedene in den neuen Bänden der Beckschen Ausgabe erschienen, so die die ganze Zwiespältigkeit der russischen Seele eindrucksvoll wiedergebende „Teufelsaustreibung" und die nicht weniger realistisch die dämonische Macht des Bösen über den Menschen schildernde Erzählung „Die Lady Macbeth von Mezensk". Im selben Bande wie diese beiden Geschichten (7: Charaktere und Sonderlinge) befindet sich die ganz frühe, aus dem Jahre 1862 stammende Erzählung „Der Schafochs", die glänzende Darstellung des Schicksals eines zufolge seiner Entwurzelung schließlich trotz aller Güte und Naivität zu Grunde gehenden proletarisierten Intellektuellen, einer typischen Gestalt jener Zeit des Nihilismus. Ferner die von köstlichem Humor sprudelnde und die ganze innere Weite des Dichters auch in religiösen Fragen offenbarende Geschichte „Der ungetaufte Pope". Sie ist einer sehr sympathischen und anschaulichen Schilderung der damaligen „Stundisten" wegen besonders interessant. Ist hier die mit dem südrussischen Volksleben eng verwachsene evangelische Strömung mit offensichtlicher Zuneigung dargestellt, so ist in der schönen und tiefen Erzählung „Am Ende der Welt" mit unverkennbarem und leicht verständlichem Widerwillen, in dem Lesskow mit Dostojewskij übereinstimmt, die für den Russen so völlig fremdartige Evangelisationstätigkeit eines Lord Radstock und Genossen in den vornehmen Salons der hohen Aristokratie abgelehnt. „Am Ende der Welt" ist eine Missionsgeschichte, die man jedem Missionsmanne in die Hand legen möchte wegen ihrer wirklich positiven Kritik aller oberflächlichen, nicht in der richtig verstandenen Nachfolge Christi geschehenden Missionierung heidnischer Völker im hohen Norden. Lesskow versteht überzeugend zu zeigen, daß „der schlichte Kiriak Christus sicherlich nicht schlechter verstand als die zugereisten Prediger, die wie eine tönende Schelle in unsern Salons und Hintergärten klimpern". Im selben Bande (9) wie diese Erzählung befinden sich einige treffliche Legenden aus dem Osten und schließlich eine ausgezeichnete Darstellung von Leben und Wirken Lesskows von Erich Müller. Diese meines Wissens einzige deutsche Biographie des Dichters gibt der Beckschen Ausgabe seiner Werke einen ganz besonderen Wert. Sehr interessant ist vor allem Müllers Darstellung des Verhältnisses Lesskows zu den nihilistischen Revolutionären (Tschernischewskij, Pisarew usw., deren Boykott der Werke Lesskows so viel zu dem erst späten Bekanntwerden des Dichters auch in Westeuropa beigetragen hat) und zu Leo Tolstoj. Gerne würde man noch Näheres über Lesskows Verhältnis zu Dostojewskij und Solowiew erfahren.

Der achte Band enthält in der Übersetzung Arthur Luthers die bekannte Kleinstadtchronik „Die Klerisei". Wer die Auswirkung und tiefgehende und vielfach veredelnde und verklärende Wirkung des orthodoxen Christentums auf das einfache russische Volk, auf Klerus und Laien, auf sich wirken lassen will, kann an Lesskow nicht vorbeigehen. Fritz Lieb

Satanismus und Dämonie in Geschichte und Gegenwart. Von Hermann Obendieck. Berlin, Furche-Verlag 1928. 68 S. 2 M.

Eines der wesentlichsten Kennzeichen der realistischen Theologie der Gegenwart ist das neuerwachte Verständnis für den Sinn der altkirchlichen Teufelsvorstellung. Die Aufklärung, die den Glauben endgültig aus einem Leben in der Wirklichkeit Gottes zu einem Wissen um Gott gemacht hat, hatte nicht nur die Vorstellung des schwarzen Mannes mit Hörnern und Bocksfüßen beseitigt, sondern auch die damit gemeinte Sache selbst für Einbildung erklärt. Im 19. Jahrhundert haben nur noch wenige realistisch denkende Theologen gewagt, der Teufelsvorstellung jenen zentralen Platz im Glauben einzuräumen, den sie bei Luther noch hatte. Erst das Kriegserlebnis hat bei den Jüngeren den Glauben an einen evolutionistischen Verlauf der Geschichte wirklich zerstört und ihnen gezeigt, daß die Wirklichkeit nicht so harmlos ist, wie sie der flächenhaften Betrachtung des Zuschauers erscheint. Im Anschluß an Tillich, Barth (der seltsamerweise nicht genannt wird) und Luther und im Rückgang auf biblische Einsichten, sucht Obendieck in seiner temperamentvollen kleinen Schrift zu zeigen, daß allein der Glaube an widergöttliche zerstörerische Kräfte im Einzelleben wie im kollektiven Handeln eine zureichende Sinndeutung der Geschichte und des Lebens ermöglichen. Ein Überblick über die Kirchengeschichte weist die wichtigsten Phasen der Entwicklung der christlichen Teufelsvorstellung auf und zeigt zugleich, wie jenes zerstörerische Prinzip in der Kirche selbst als Geist der Herrschsucht und der Unduldsamkeit schwere Verheerungen angerichtet hat. Weniger gelungen als der biblische und geschichtliche Teil ist der systematische Ausbau der vorgetragenen Gedanken. Der enge Anschluß an Brunstädt und Hegel droht hier den

vollen Ernst der Teufelsvorstellung wieder zu schwächen. Ich darf zur Kritik auf meine Ausführungen über die „Mächte" in meinen „Grundlagen der evangelischen Ethik" verweisen. Obendiecks Schrift ist faßlich, bildhaft und mit großem Ernste geschrieben. Sie wird hoffentlich recht vielen ein Hinweis auf ein wesentliches Problem des Glaubens werden. Sie scheint mir zugleich verheißungsvoll für eine Wandlung in der Deutsch-Christlichen Studentenbewegung, die endlich, der Parole Heims folgend, aus ihrer individualistisch-pietistischen Frömmigkeit herausfindet zu einem Geschichte und Welt umspannenden Glauben. Otto Piper

Moraltheologie. Von Otto Schilling. (Herders Theologische Grundrisse.) Freiburg 1922. 508 S. 5 M.

Wer sich über die katholische Ethik orientieren will ohne Zeit und Kraft für Einzelstudien zu haben, findet kaum einen geeigneteren Führer als den Grundriß des Tübinger Professors Schilling. In einer sehr klaren und übersichtlichen Anordnung werden hier sämtliche Fragen der allgemeinen und der speziellen Ethik abgehandelt. Die Ausführungen sind fortlaufend und ausführlich begründet durch Bibelstellen, Väterzitate (vor allem Augustin und Thomas) und kirchliche Lehrentscheidung; katholische Literatur ist reichlich angegeben. Die allgemeine Ethik umfaßt nicht weniger als zwei Fünftel des gesamten Werkes. Gegenüber der Gründlichkeit und Subtilität, mit der hier die methodologischen, ontologischen und dogmatischen Probleme der christlichen Ethik behandelt werden, stellt man fast mit Beschämung die abgekürzte Art fest, mit der in den evangelischen Ethiken diese Probleme insgemein behandelt werden. Denn hier ist das Gebiet, von dem eine künftige Auseinandersetzung zwischen den Konfessionen wird ausgehen müssen und gegenseitige Bereicherung zu erhoffen ist. Die spezielle Ethik ist in Individual- und Sozialethik eingeteilt. Das Recht dieser Einteilung erscheint einem um so fraglicher, wenn man sieht, daß die Pflichten gegen Gott in der Individualethik, die gegen den einzelnen Nächsten dagegen in der Sozialethik behandelt werden, oder wenn die Kirche zwar Gegenstand der Sozialethik ist, die gemeinsame Gottesverehrung dagegen in der Individualethik abgehandelt wird. Die Individualethik fesselt aber durch die Fülle seelsorgerischer Ratschläge. Die Sozialethik ist dauernd aktuell durch ihre ständige Auseinandersetzung mit dem geltenden Recht, namentlich mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch und dem Codex juris canonici. Der Standpunkt des Verfassers ist vorsichtig zurückhaltend und nicht selten im Gegensatz zu der laxeren jesuitischen Ethik. Die protestantische Ethik ist offenbar nicht aus eingehender Sachkenntnis heraus charakterisiert und stark schematisiert, der Verfasser steht aber dem Protestantismus verhältnismäßig freundlich gegenüber.
Otto Piper

Das Weib und seine Bestimmung. Von Dr. med. Mathilde von Kemnitz-Ludendorff. Dritte Auflage. Leipzig, Theodor Weicher 1926. 4, geb. 5.50 M.

Um den schnellen Wechsel der Anschauungen, Empfindungen und Gefühlsaffekte in der jetzigen Übergangszeit richtig zu würdigen, braucht man nur die verschiedenen Arbeiten von Mathilde v. Kemnitz-Ludendorff zu studieren. Verfasserin sagt selbst im Vorwort zur dritten Auflage, geschrieben zu Weihnachten 1926: „Tausend Jahre, so möchte es scheinen, ist es her, seit ich die zweite Auflage, und viele Jahrtausende, seit ich die erste Auflage des Werkes in die Welt hinausschickte." Also für das Empfinden der Frau liegen in dem Zeitraum eines Jahrzehnts seelische, geistige und Empfindungsniederschläge von mehreren Jahrtausenden begraben. Ist es da ein Wunder, wenn im Verlauf von weiteren zwei Jahren dieselbe geistige Persönlichkeit nun das, was sie 1926 schrieb, durch ihr Handeln gewissermaßen ad absurdum führt?

In den Büchern „Das Weib und seine Bestimmung" und „Erotische Wiedergeburt" hat Mathilde von Kemnitz-Ludendorff wohl ihr Bestes gegeben. Hier offenbart sich Genialität, hier wirkt sie rein als Frau sich aus und bewahrte trotzdem eine sehr wohltuende Objektivität. So betont sie z. B. in diesem Buche, daß alle Staaten besser fahren würden, wenn „der gewaltige kriegshemmende Faktor des weiblichen Altruismus und der weiblichen sozialen Tugenden durch die staatsbürgerliche Mitarbeit der Frau wirksam gewesen wäre." Erst Mann und Weib zusammen würden einen neuen Staat schaffen. Bis jetzt hätte der Wille zur Macht und die kriegerischen Tugenden des Mannes kein genügendes Gegengewicht gefunden! So schrieb die Frau, ehe sie sich band an die stärkste männliche Willenspotenz, die wir in Deutschland haben, an Erich Ludendorff. Ohne es bis jetzt selbst zu merken (das ist sehr charakteristisch für die weibliche Psyche), verfiel sie selbst der größten Schwäche des Weibes, die sie auf Seite 61 ihres Buches kurz charakterisiert: „Die ausgeprägte Bevorzugung der Person gegenüber der Sache von seiten der weiblichen Interesserichtung ist also einer der wenigen grundsätzlichen Geschlechtsunterschiede, die wir seither fanden." In Ludendorff ist der Wille zur Vernichtung in der stärksten Form gesteigert. Zwar gab das Weib Mathilde von Kemnitz dem Manne Erich Ludendorff eine neue Geistesrichtung, in dem sie ihn von der völkischen, national-sozialistischen Richtung nun in die kulturrevolutionäre Ebene erhob. Aber sie unterlag gleichzeitig der männlichen Taktik und der männlichen Formeinstellung. Vernichtung ist jetzt das Losungswort Beider geworden.

So sehr ich die jetzige Periode im Lebensgang von Mathilde v. Kemnitz-Ludendorff ablehne, bedaure ich doch, daß sie so stark ihrer eigenen Genialität untreu geworden ist. In einer nationalsozialistischen Tageszeitung las ich dieser Tage einen Aufsatz „Mathilde auf dem Kriegspfade". Es ist bedauerlich, daß sie nun vom einfachen Manne im Volke nicht mehr ernst genommen wird. Denn sie hat in ihren Büchern, in denen sie sich mit dem weiblichen Wesen und den weiblichen Eigenschaften, mit den Aufgaben von Frau und Mutter beschäftigt, unserem Volke, und vor allem den kommenden Geschlechtern wertvolle Wegzeichen hinterlassen. Aber in ihrer eigenen Lebensführung zeigt Mathilde v. Kemnitz-Ludendorff, daß wir noch Generationen lang gemeinschaftlich zu arbeiten haben, bis die neue menschliche Form gefunden ist, in welcher nicht mehr einseitig der Mann das Weib oder das Weib dem Mann bestimmt. Karl Strünckmann

Hans Thoma, Briefwechsel mit Henry Thode. Herausgegeben von Josef A. Beringer. Leipzig, Koehler und Amelang 1928. 376 S. 7, auch 10 M.

Es sind zwei außergewöhnliche Persönlichkeiten, die wir hier im gegenseitigen Austausch ihrer Gedanken und ihrer gesamten Lebensinteressen vom Jahre 1889 an bis 1920 verfolgen und von neuen Seiten her kennen lernen: der arme Schwarzwälder Bauernsohn, der sich mühsam auf die Höhe emporringende Künstler, Denker und Dichter, ein an Lebenskampf und riesiger Arbeit gereifter Charakter voll hoher Gesinnung und bei allem tiefen Denken doch von kindlicher Glaubensart, Hans Thoma († 1924), und der in höchster Kultur aufgewachsene Hamburger Patriziersproß, der künstlerisch stark empfindende und gestaltende Kunsthistoriker, der als Redner, Dozent und Literat unermüdlich tätige Verkünder des deutschen Idealismus und Apostel Richard Wagners, Henry Thode († 1920). Wie sie sich zu einer selten vorkommenden, bleibenden und innigen Freundschaft verbanden, sich gegenseitig auch beeinflußten und ergänzten, wobei Thode mit seinem glänzenden Wissen und weltmännischen Wesen, Thoma aber mit seinem schöpferischen Genius, mit seiner auch religiös tiefen Lebensweisheit und Charakterverklärtheit jeweilen der Gebende und Führende war, ergibt sich aus diesen mit Zwanglosigkeit und aufrichtiger Herzlichkeit niedergelegten Zeugnissen. Aber auch eine Reihe von Persönlichkeiten, die mit dem Einen oder Andern oder auch mit Beiden verbunden waren, lernen wir — manchmal mit starkem und sich steigerndem Interesse für ihr Lebensschicksal — kennen, so vor allem Thodes unglückliche Ehegattin Daniela geb. v. Bülow, die Glieder der Familie Cosima Wagner, Thoma's Mutter und Schwester Agathe, Großherzog Friedrich I., zahlreiche Künstler, Musiker und Schriftsteller in Karlsruhe und München. Auch der gesamte kulturelle und politische Hintergrund vor und nach dem Weltkrieg wird in diesen Briefen spürbar, und viele Kultur- und Kunstfragen der letzten fünf Jahrzehnte, an denen beide Männer mit starker Seele erlebend und mitschaffend beteiligt waren, bekommen hier ihre originelle Beleuchtung. Noch mehr ist es der hohe ethische Gehalt an Lebensauffassung und Weltanschauung, der diesem Briefwechsel ein außergewöhnliches und überzeitliches Gepräge gibt.

Der hier vorliegende Band ist der erste eines sechsbändigen Werkes, in welchem der Mannheimer Kunsthistoriker J. A. Beringer mit Hilfe von Sofie Beegmann-Küchler in Frankfurt den ganzen Briefwechsel Thoma's mit seinen Freunden herauszugeben gedenkt.
Karl Kühner

Fünf Hans Thoma-Blätter, Originallithographien, Drucke auf Bütten (Nr. 42, 81—84). Verlag Kunstdruckerei Künstlerbund Karlsruhe. Größe 45×36½ u. ä. Je 25 M.

Die fünf Lithos, die betitelt sind: „Weihnachten" (Nr. 42), „Christophorus" (81), „Der Durstige" (82), „Schnitterpaar" (83), „Abend" (Waldidyll der Fischer) (84), stammen aus des Meisters bester Schaffenszeit und sind ausgezeichnet durch sichere Linienführung, malerische Behandlung, glückliche Komposition und gemütvolle, dichterische Auffassung; sie werden Kennern und Freunden der Kunst Thoma's sehr willkommen sein. „Christophorus" war ein tachographischer Druck, seiner Zeit nur in 20 Abzügen hergestellt und sehr selten und hochschätzt. Die andern drei großen Lithos Nr. 82—84 waren echte, wertvolle, unter des Künstlers eigner Leitung hergestellte und von ihm selbst signierte Lithographien, bezw. Algrafien. Nach den von Professor Beringer im Nachlaß aufgefundenen Aluminium (algraphischen) Platten wurden, da auch sie vergriffen waren, die neuen Andrucke sehr gut hergestellt.

Niedriger an Kunstwert ist die Wiedergabe des Aquarell-Lithos — „Weihnachten" — als kleine Volksausgabe, das in Größe von 15×18 cm auch nur 30 Pfg. kostet; es zeigt einen Wanderer im Dezember-Wetter auf dem Weg zum traulichen Haus, aus dessen Fenster der Christbaum von Kindern umstanden herausleuchtet. Künstlerisch am vollendetsten ist von den fünf Blättern zweifellos „Der Durstige". Karl Kühner

Vitzliputzli oder die Kunst, Leser zu enttäuschen

Bemerkungen zu Werner Hegemanns Buch: Der gerettete Christus

„Der gerettete Christus oder Iphigenies Flucht vor dem Ritualopfer" *) lautet der Titel dieses Buches. Als ich ihn gelegentlich einem Fachgelehrten für alte Geschichte und klassische Philologie nannte, fragte er mich verdutzt: Ist das ein Titel aus einer theo-

*) Erschienen in Potsdam, Gustav Kiepenhauer 1928. 7, geb. 10 M.

logischen Fastnachtszeitung? Ich mußte erwidern, daß ein gut ausgestattetes und sogar mit zahlreichen Holzschnitten Dürers geschmücktes Buch so heiße, von dessen Veröffentlichung der Verfasser, wie er im Vorwort erklärt, sogar eine reinigende Wirkung erhofft. „Die immer zahlreicher werdenden Leugner der historischen Persönlichkeit Christi" sollen „sich zur Würdigung seines göttlichen Menschentums gezwungen sehen, sobald sein Bild durch unbefangenes und aufmerksames Lesen der Heiligen Schriften wieder geläutert dasteht" (Vorwort S. 12).

Das Erstaunen des Lesers wächst noch, wenn er sich zunächst nach dem Inhaltsverzeichnis einen Überblick zu verschaffen trachtet, was denn im Einzelnen hinter diesem seltsamen Titel stecke. Er liest da: Vitzliputzli und der geopferte Menschensohn (Kap. 3), Das Sühnopfer in der preußischen Provinz (Kap. 6), Barrabas als Menschensohn und der wiedererstandene Prinz Karneval (Kap. 11), Die Mutter Gottes und Rainer Maria Rilke als Dichter der „schiefen Religiosität" (Kap. 14), Rudolf Borchardt versucht, das blutige Menschenopfer ehrlich zu machen (Kap. 17), und endlich wird in Kapitel 23 ein Scherzspiel des Amerikaners Ellis abgedruckt über Iphigenie samt einem Satyrspiel mit dem Titel: Das Sühnopfer des Oedipus, oder: Muß die Ehe zwischen Eltern und ihren Kindern ernuntert werden? Dieses letzte Kapitel des 313 Seiten umfassenden eigentlichen Textes (ohne Register) dehnt sich über mehr als 100 Seiten! Was hat alles das mit einem ernstgemeinten Versuch zu tun, Christi Gestalt modernen Zweiflern wieder lieb zu machen? Was steckt denn hinter diesen schnurrigen Kapitelüberschriften eigentlich für ein Inhalt?

Es ergibt sich Folgendes: In der Villa Boccanera zu Neapel haben vor und nach dem Weltkriege einige viel belesene und sich geistreich dünkende Leute über alles Mögliche Gespräche geführt, über Napoleon, Friedrich den Großen und Christus. Sie fanden ihren Niederschlag (unter Beibehaltung der Dialogform) in drei Büchern Hegemanns: „Napoleon oder der Kniefall vor dem Heros", „Fridericus oder Das Königsopfer" und in dem unseren, das also nach bewährter Methode einen Doppeltitel trägt. Daß die beiden ersten Bücher glänzend rezensiert wurden, verraten die „Pressestimmen" auf dem Umschlag des unseren („Wenige deutsche Bücher sind jemals so nötig gewesen!" „Das tiefsinnigste, geistvollste, lebendigste Buch, das in den letzten 30 Jahren geschrieben wurde!" usw.). Daß es mit dem unseren ähnlich gehen wird, ist ziemlich sicher für den, der es gelernt hat, sich über Superlative und Purzelbäume von Zeitungsrezensionen nicht mehr zu wundern, sondern für den Wert eines solchen Buches dann eher zu fürchten, je lauter sein Lob gesungen wird. Das ist ein Kennzeichen neudeutscher Geistigkeit oder Ungeistigkeit, wie man will. Man hat bei Emil Ludwig Ähnliches erlebt trotz der vernichtenden Kritik eines Fachmannes wie Delbrück *). Wer wird sich um ernsthafte Urteile von Fachleuten kümmern? Die Presse mit einem jeweilig hinter ihr stehenden Anhang hat sich größtenteils selbständig gemacht, sie mit ihren Millionen Exemplaren Absatz deckt die paar Nummern der um ihre Existenz ringenden wissenschaftlichen Fachblätter bald zu. Ein erschütterndes Zeichen, wie gering das heutige Deutschland seine Wissenschaft achtet, und wie wenig sie Einfluß auf das Deutschland der Stadien, Kinos und Massenmeetings hat.

Doch kehren wir zu unserem Stoff zurück! Gesprächsteilnehmer sind außer dem Amerikaner Ellis der längst verstorbene Altphilologe Professor Paul Wendland in Göttingen, James Frazer, Bernhard Shaw, Rudolf Borchardt, Hugo von Hoffmannsthal, ein Pfarrer Dietrich u. A., dazu der allerdings in der Wiedergabe seiner eigenen Meinung sehr zurückhaltende Verfasser. Er gibt sich mehr als den Lernenden, Pfarrer Dietrich erscheint als einer, der der Frivolität der Mitunterredner ziemlich hilflos gegenübersteht: hoffentlich war das in Wirklichkeit nicht so schlimm, sondern beruht auf der Wiedergabe der Gespräche durch den Herausgeber? Oder ist das Ganze etwa Fiktion? Was würde Paul Wendland dazu sagen oder gar Johannes Weiß? Mit Rücksicht auf ihn erklärt Ellis (S. 141): „Für einen Menschen, der in religiöser Erziehung heranwuchs, hat es etwas Beruhigendes, wenn die ablehnende Kritik Worte wie Jehova oder Gottvater vermeidet und statt dessen Namen wie Zeus, Diana oder Agamemnon setzt. Lassen Sie uns künftig auch nicht mehr von Christus, sondern nur von Iphigenie und von ähnlichen blutigen Ritualopfern sprechen. Dann bleibt die schickliche Form gewahrt und nur die Sache bleibt noch dieselbe: Blutopfer bleibt Blutopfer. Barbarei bleibt Barbarei."

Aus diesen Worten ersieht man, was Christus mit Iphigenie zu tun hat. Sein „Blutopfer" — das bei der Griechin durch eine Göttin noch verhindert wurde — bildet den Anstoß für die Unterredner. Sie können sich nicht genug tun im Zitieren alter Gesangbuchverse, die es verherrlichen, um ihre scharfe Kritik an dieser barbarischen Vorstellung zu üben. Die zarte Rücksicht auf den geistlichen Mitunterredner wird nun aber unsern Lesern sehr willkommen sein; denn wir brauchen uns hier von Seite 142 an nicht mehr um die Dichtung des Herrn Ellis oder das, was die mitunterredenden Dichter über das antike Drama, die Auffassung des Euripides, über Goethe, Friedrich den Großen und Anderes reden, zu kümmern. Die Pointe liegt im ersten Teil und da im achten Kapitel, das wie das Buch im ganzen „Der gerettete Christus" überschrieben ist.

Daß die von Frazer und Wendland beigebrachten religionsgeschichtlichen Parallelen aus der mexikanischen und hellenistischen Religionsgeschichte den Hauptwert der Dialoge enthalten, ist für den wissenschaftlichen Menschen sehr bald deutlich. Auch der „rechtgläubige" oder der „zuverlässige" Professor Johannes Weiß wird öfter zitiert und sogar gegen den „frommen" Zinzendorf als nicht minder fromm ins Feld geführt. Was diese Gelehrten sagen, beschränkt sich meist auf fachmännische Beibringung von religionsgeschichtlichen Parallelen; die eigentlichen Kritiker am Christentum oder an der paulinischen Vorstellung des Sühnopfers sind Shaw und vor allem Ellis. Hören wir Proben seiner Argumente: „Daß Christus nicht so gerne zu Kreuz gekrochen ist nach seinen stolzen Hoffnungen des Palmsonntagsputsches und nach seiner geradezu blutrünstigen Kampfeslust, mit der er noch beim heiligen Abendmahl seine Jünger aufgefordert hatte, Schwerter zu beschaffen (Luk. 22, 36), das beweisen seine seelischen Kämpfe in Gethsemane." Ellis läßt Christus „sich so benehmen, wie ein urteilsfähiger Mann sich in seiner Lage benehmen würde" (ebenda), hat er doch selbst für die Jünger die Weisung erteilt, in die nächste Stadt zu fliehen, wenn sie verfolgt werden. — Diese Deutung gleicht aufs Haar der Anpreisung des gefälschten Essenerbriefes, von dem es im Vorwort heißt, hier werde Christus und sein Tod so dargestellt, wie man ihn sich als moderner Mensch zu denken gedrungen fühle.

Wir haben es also — vermuten wir hier schon — mit einer Wiederauflage der alten Scheintothypothese in neuem Gewande zu tun? Der selige Venturini steht Pate bei diesen Gedankengängen. Weitere Stellen bestätigen das. S. 78: „Jeder Glaube oder Unglaube, der einen Arbeitsfähigen arbeitsunlustig macht oder röstet oder ans Kreuz nagelt, und der behauptet, ein am Kreuz verzweifelnder, ein sterbender Christus sei besser als ein vom Kreuz gerretteter Christus, erscheint mir als romantischer Aberglaube. Arbeiten und nicht verzweifeln ist eine unromantische und deshalb spießbürgerliche, aber dennoch eine Weisheit, die der einsichtigsten Männer würdig ist." ... Als ob die Juden, die Jesus nicht leben lassen wollten, bei Henry Ford am fließenden Band Autos fabriziert hätten! Woher sollten sie sonst diese unromantische, berechnende Sachlichkeit kennen? — S. 80: „Christus sagt: Deine Sünden sind dir vergeben; gehe hin und sündige nicht mehr"; daraus machte Paulus: „Gehe hin und sündige, soviel du Lust hast, das Blutopfer Christi hat im Voraus für alle Sünden der Menschheit Vergebung erwirkt." (Hat denn hier Pfarrer Dietrich den angeblich so bibelfesten Amerikaner nicht auf Röm. 3, 8 und 6, 1 samt Zusammenhang verwiesen? Als ob nicht Paulus diese Verdrehung seiner Lehre schon befürchtet hätte!)

Jesu „Tod", den die Frauen nur von ferne gesehen haben wollten, war nur eine Ohnmacht. „Das Johannesevangelium schildert, wie Christus nach der Kreuzigung in die Sicherheit des fernen Galiläa zurückkehrte" (S. 88). Von Auferstehungserscheinungen, von dem **Noli me tangere,** von 1. Kor. 15, 1 ff. wissen diese geistreichen Herren nichts. „Vielleicht bedeuten die Berichte von dem Entschwinden Christi, daß er früh vor Ekel über seine Jünger und über den Opfertod, den sie ihm andichteten, gestorben ist." (Die Losung: Arbeiten und nicht verzweifeln hätte ihm also nicht viel genützt?) „Aber es macht mir große Freude, mir den alternden Christus vorzustellen. Ich sehe ihn als einen gewaltig gesteigerten Walt Whitman, oder als einen jener essäischen Ärzte, von denen der Geschichtsschreiber Josephus ein so anziehendes Bild hinterlassen hat. ..." (Merkt man jetzt, warum oben von einem Zusammenhang mit dem Essenerbrief geredet wurde? Demnächst erscheint noch ein Schauspiel „Der greise Galiläer" von Ellis.)

Von Gott heißt es (S. 100 f.): „Hat dieser ‚zornige' Gott eine so schlechte Erziehung genossen, daß er in wichtigen Angelegenheiten auf Kosten seiner eigenen Geschöpfe, allmächtig seine Fassung verliert? Er ist zornig? Tobt er wirklich? oder tut er nur so und hat sich ‚allwissend' schon im Voraus vorgenommen, wann er aufhören will zu toben? ... Während des Zornesanfalls ... läßt er seinen ‚eingeborenen' Sohn schlachten? Was soll sich ein Kind oder ein Erwachsener dabei denken?" Die weiteren Ausführungen (das Alte Testament hat mehr Humor als das Neue, weil Abraham und Sarah lachen, als ihnen noch ein Sohn verheißen wird) erspare man mir in ihren Details.

Zum Schluß noch ein Geschmacksurteil über die Geschichte vom besessenen Gadarener und der Schweineherde. Die Tiere ersoffen

*) Würde Professor Buhl-Kopenhagen, der angesehene Hebraist, jüngst auf einem Bankett Emil Ludwig wegen seines Buches über Wilhelm den Zweiten so gelobt haben, wenn er von Delbrücks Kritik: „Es lohnt nicht der Mühe, sich mit einem Autor auseinanderzusetzen, der über Dinge schreibt, die er nicht kennt" gewußt hätte? Man sieht, wie wenig selbst Gelehrte über Disziplinen, die nicht ihr Fach sind, orientiert sein können. Einem Ausländer mag das verziehen werden. Warum muß aber eine deutsche Presse dem deutschen Gesandten in Kopenhagen, der sich in Sachen Ludwig sehr reserviert verhielt, weil er „kein Gelehrter sei", gleich Vorwürfe machen und betonen, er sei „Schwiegersohn von Tirpitz"? Als ob das zu beweisen vermöchte, daß dieser Gesandte nicht recht habe! Hat sich in Friedenszeiten ein Diplomat schlecht orientiert gezeigt, was wird er in „Neudeutschland" gescholten! Warum schilt man einen richtig Beratenen? Weil er sich gegen „den Carlyle Deutschlands" wendet, zu dem Ausländer ihn machen?

im Wasser, „was die Besitzer dieser Schweine wahrscheinlich für einen urgemütlich studentenhaften Fastnachtsscherz ansahen ... ich bin überzeugt, daß er (Christus) sich in der Tat nur einen Scherz mit den verachteten Schweinen gestatten wollte und dabei um nichts barmherziger war als Herodes und andere Könige, wenn sie zu scherzen anfangen" (als ob Milliardäre, die ihren Nächsten darben lassen, aber ihren Hunden Silberschalen voll Sekt vorsetzen, einen Deut besser wären! Warum muß es ein König sein, der zu „scherzen" beliebt?).

Warum mußten diese Gespräche, die zuerst in Privatdrucken den nächsten Freunden zugänglich gemacht wurden, jetzt der großen Öffentlichkeit vorgelegt werden? Glaubt noch einer von den halbwegs gebildeten Deutschen, daß mit diesen Plattheiten und Halbheiten einem Christusleugner gedient werde? Wo zeigt sich denn hier etwas von „Würdigung des göttlichen Menschentums", das im Vorwort als Ziel hingestellt wird? Wo ist ein theologisches Problem zu Ende gedacht? Wissen unsere Dichter und Geisteshelden so wenig, was Christentum ist? Ließ Herrn Hegemann, der im Zivilberuf ein geachteter Architekt sein soll, der Ruhm eines Emil Ludwig nicht schlafen? Warum nahm er das Odium auf sich, diese Ergüsse eines Amerikaners unter seinem Namen herauszubringen? Zeigen nicht die sensationellen und im Grunde doch nichtssagenden Kapitelüberschriften, wie amerikanisiert Herr Hegemann schon ist? Muß man doch in Amerika Hamlet unter dem Titel „Der mißratene Sohn", Othello als „Die Folgen der Eifersucht" ankündigen, wie jüngst in einer demokratischen Zeitung stand, um Leute ins Theater zu locken*)!

Der Staatsanwalt hat einschreiten wollen, aber seinen Antrag zurückgezogen. Dieser Schritt ist ihm zu danken. Sonst hätte er dem Buch, das dann sicher mit Bauchbinde „Beschlagnahmt und wieder freigegeben" in vielen Schaufenstern geprangt hätte, zu einer gänzlich unverdienten Reklame verholfen. Aber vielleicht überlegt sich die Kirche bei einem eventuellen Vertrag mit dem Staat, ob sie nicht das Recht durchdrückt, jeden, der so etwas publiziert, noch einmal auf zwei Jahre in eine gute Konfirmandenstunde zu schicken. Mehr als staatliche Verfolgung mag dieses Mittel wirken, Produktionen solcher Art zu hemmen. Denn wie lästig muß für derartige Schriftsteller eine zwangsmäßig sachgemäße Beschäftigung mit Dingen sein, über welche sie ohne Sachkenntnis „so anmutig und amüsant" zu schreiben verstehen. Wie peinlich, wenn sie von einem leidlich gescheiten Konfirmanden auf Schiefheiten und Halbheiten ihrer Beweisführungen hingewiesen würden! Wie trostvoll aber für jeden Theologen, der erst zehn Jahre gewissenhaft studiert (und sich nicht bloß tausenderlei in der großen Hausbibliothek der Villa Boccanera angelesen hat, um zu geistreicheln!), ehe er mit einer Publikation theologischer Art unter eigner Verantwortung hervorzutreten wagt!

Marburg Erich Fascher.

*) Wie wenig hinter den Titeln steckt, zeigt die oben zitierte Überschrift des Satyrspiels. Als Antwort ergibt sich: statt für eine Epidemie die Familienverhältnisse des Oedipus verantwortlich zu machen, solle man für bessere Wohnungsverhältnisse und reines Trinkwasser sorgen. Was soll man zu solcher „Deutung" noch sagen? Die Quintessenz des Verfassers in seinem Nachwort lautet: „Der Weihnachtsbaum ist ein viel schöneres und viel christlicheres Sinnbild als das Kreuz. ... Im Zeichen des Tannenbaumes kann vielleicht Christus endlich doch noch siegen."

Wöchentliche Chronik

Der Strafrechtsausschuß des Reichstags lehnte § 245 des Entwurfs für ein neues Strafgesetz, der von der Todesstrafe handelt, mit 14 gegen 14 Stimmen ab.

Die Kantgesellschaft blickt auf ein 25jähriges Bestehen zurück. Sie ist „die größte philosophische Organisation der Erde". Sie wird vom 21.—23. Mai in Halle tagen mit dem Hauptthema „Staat und Sittlichkeit".

Der heute 185 000 Mitglieder zählende Evangelische Verband für die weibliche Jugend Deutschlands hat den Namen „Evangelischer Reichsverband weiblicher Jugend" angenommen.

Die Deutsche Vereinigung des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen wählte den Vizepräsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats D. Burghart zum Vorsitzenden und ernannte den bisherigen Vorsitzenden zum Ehrenpräsidenten.

Die Vereinigung Evangelischer Freikirchen in Deutschland hat in einer von 8000 Menschen besuchten Versammlung in Berlin den Anspruch der Freikirchen auf die Rechte einer öffentlichen Körperschaft in Preußen erhoben, die sie in Bayern, Württemberg, Hamburg bereits besitzen.

Das Theologische Seminar der Evangelischen Brüderunität in Herrnhut besteht jetzt 175 Jahre.

Der preußische Evangelische Oberkirchenrat hat in einem Erlaß an die Konsistorien erneut die Grundsätze in Erinnerung gebracht, die für die Einräumung kirchlicher Gebäude zu gottesdienstlichen Handlungen nicht ausgesprochen religiöser Vereinigungen zu gelten haben: rein religiöser und gottesdienstlicher Charakter der Veranstaltung und vollständige politische Neutralität der Kirche.

Preußen hatte am 1. Januar 1928 700 unbesetzte Pfarrstellen, davon 300, die es bleiben sollen, Anhalt unter 179 Pfarrstellen 49 leerstehende, Thüringen unter 1400 186 vorübergehend oder dauernd eingezogene, 78 zeitweilig unbesetzte. Nur Württemberg hat annähernd die Vollzahl.

In Hannover ist neben Loccum und Erichsburg ein drittes Predigerseminar bei Verden errichtet.

50 Theologiestudenten der Universität Göttingen waren unter Führung der Professoren Stange, Hempel und Hirsch Gäste der Theologischen Fakultät der Universität Kopenhagen. VZ 98

Zur sächsischen Landtagswahl erlassen 15 Vereine, darunter Gustav Adolf-Verein, Gotteskasten, Evangelischer Bund, Landesverein für Innere Mission, Pfarrerverein, Bund für lebendige Volkskirche, Deutsch-Evangelischer Frauenbund, Evangelischer Arbeiterverein einen Aufruf, der schließt: Gebt eure Stimme nur einem Wahlvorschlag, der an wirklich sicherer Stelle Männer und Frauen nennt, die tatkräftig für unsere evangelische Kirche und für evangelischen Öffentlichkeitswillen im kommenden Landtage eintreten.

In Braunschweig sind von der Kirche 350 Prozesse gegen den Staat eingeleitet worden, weil die Regierung nach der Entscheidung der Versuchsprozesse eine Verjährungsverzichtserklärung nicht abgeben wollte. DEK

Im historischen Museum der Pfalz wurde anläßlich des 400jährigen Jubiläums des Speyrer Reichstages eine Ausstellung „Reichstag zu Speyer 1529" eröffnet.

Gegen Pfarrer Eckert in Mannheim ist wegen eines religiös-sozialen Flugblatts, das er verfaßt hat, vom Kirchlichen Dienstgericht eine Untersuchung eröffnet worden.

Auf dem zehnten Bietigheimer Tag fand eine Aussprache zwischen dem sozialistischen Reichsminister a. D. Sollmann und Pastor Paul Le Seur vom Hainstein statt, in dem Sollmann sagte: „Wer glaube, daß in ihm und in der Gesellschaft das Christentum eine Kraft sei, solle die Zugehörigkeit zur Kirche aufrecht erhalten und in ihr der sozialistischen Gedankenwelt Berechtigung zuerkennen. Die Kirche selber könne jedoch nicht parteisozialistisch werden, da sie die Menschen aller Gesellschaftsschichten innerlich aufrütteln und erziehen müsse."

„Weil die Fachtheologen sich Dr. Dinter gegenüber völlig ohnmächtig fühlen, ihm weder sachlich noch rednerisch noch schriftstellerisch gewachsen sind, deshalb wagt keiner von ihnen ihm entgegenzutreten, deswegen greifen sie zu den Methoden der Lüge und Verleumdung; sie scheuen sich sogar nicht wahrheitswidrige eidesstattliche Erklärungen abgeben zu lassen, um ihn lahm zu legen. Luther hat die jüdisch-römische Kirche in Acht und Bann getan, am liebsten hätte sie ihn wie Huß verbrannt. Mit Dr. Dinter möchten sie ein Gleiches tun, wenn es heute noch möglich wäre." Geistchristentum 16

Auch die Augsburgische Kirche in Kongreßpolen (Leiter Generalsuperintendent Bursche) hat trotz 10jähriger Bemühungen noch immer keine neue Verfassung und ihr Verhältnis zum Staat ist noch nicht geregelt. VZ

In allen größeren Stadtgemeinden, im Teschener Schlesien auch in jeder Dorfgemeinde, besteht ein Verein der polnischen evangelischen Jugend oder ein Kirchenchor. EvPol

Das Sonntagsschulwerk in Ungarn umfaßt 600 Sonntagsschulen mit 2000 Helfern und 30 000 Kindern. Es gilt jetzt als anerkannter Zweig der pfarramtlichen Tätigkeit.

Zwischen Bulgarien, Griechenland und den ökumenischen Patriarchen wird über die Einberufung eines panorthodoxen Kongresses nach Athen verhandelt, der einen einheitlichen Kalender für alle orthodoxen Kirchen schaffen und ein ökumenisches Konzil vorbereiten soll.

Alle Städte, Plätze und Straßen in ganz Sowjetrußland, die nach Trotzki genannt wurden, mußten bis zum 1. Mai wieder umbenannt werden. VZ

Der gemeinsam vom Reichsverband evangelischer Jungmänner-Bünde Deutschlands und von Bethel entsandte Fremdenlegionsmissionar Siller wurde nach zweijähriger Tätigkeit vom Gouverneur von Algier ausgewiesen.

Professor Lombard in Lausanne ist zurückgetreten, weil seine hochkirchlichen Anschauungen sich mit denen seiner Kollegen nicht vereinigen ließen. Ausführlich berichtet darüber Kbl.ref.Schwz 9

Das Council of Christian Ministers on Sozial Questions in England veröffentlicht einen Aufruf zu den Wahlen: Es sollen nur Männer und Frauen ins Parlament gewählt werden, die sich für die Lösung internationaler Fragen durch Schiedsgerichtsbarkeit und für Einschränkung der Rüstungen erklären. In der Wohnungsfrage und Arbeitslosenfrage werden durchgreifende Maßregeln gefordert, dazu ein Ausbau der Fortbildungsschulen.

In England wurden 1928 5764 Millionen Mark für Alkohol ausgegeben, 1927 noch etwas mehr, nämlich 5976 Millionen Mark, also fast sechs Milliarden. Da die Bevölkerung des Vereinigten Königreichs rund 44 400 000 Seelen beträgt, werden rund 130 Mark per Kopf und Jahr in England für alkoholische Getränke ausgegeben. Die Steuern auf Alkohol machen nicht weniger als 2483 Millionen Mark aus, zu denen noch 90 Millionen für Lizenzen von Spirituosenhändlern kommen. VZ 93

Die Deutsche evangelische Gemeinde in Oslo zählt 117 Mitglieder mit 3531 Kronen Jahresbeiträgen, 41 Gottesdienste, Besuch

an gewöhnlichen Sonntagen 42, an Feiertagen 80, am Volkstrauertag 250.

In der evangelischen Gemeinde Windhuk wurden 1928 getauft: 47 Kinder (gegen 39 im Vorjahr), konfirmiert 60 (gegen 47), getraut 19 Paare (10), Abendmahlsgäste waren 301 (245); Beiträge der Gemeinde £ 366 (gegen 300), dazu besondere Spenden £ 178. Gottesdienste außer in Windhuk 19 die Woche. Es sind zwei Pfarrer da. Heimat, April.

Infolge der Lateranverträge sieht Amerika von der Errichtung einer Gesandtschaft beim Vatikan ab. DEK

Drei Priester der amerikanischen Passionisten-Mission wurden am 24. 4. bei Tschenki in Westhunan (China) ermordet. FZ 316

Die Niederlassungen männlicher Orden in Deutschland haben von 1918 bis 1927 um 274 mit 4899 Mitgliedern, die der weiblichen Orden um 1063 mit 772 Mitgliedern zugenommen. Von den 578 Niederlassungen der männlichen Orden im Jahre 1927 befanden sich in Preußen 316, in Bayern 188, von den 6670 Niederlassungen der weiblichen Orden in Preußen 3097, Bayern 1859. Der Franziskanerorden umfaßt in 102 Ordensprovinzen 19 712 Mitglieder, 850 mehr als vor zwei Jahren, außerdem 12 942 Klarissen, 63 917 Franziskanerinnen der verschiedenen Kongregationen und 1 690 763 Angehörige des dritten Ordens.

Der Provinzialverband Sachsen im Deutschen Gastwirtsverband ersucht in der Wirtezeitung alle Kollegen, dafür zu sorgen, daß die Verhöhnung des Lutherliedes unterbleibt, sowie überhaupt alles, was dazu angetan sein könnte öffentliches Ärgernis zu erregen oder kirchliche Kreise in ihrem Empfinden zu verletzen. Rb 103

Spitzenverdienste von mindestens 50 M. wöchentlich erreichen 8 bis 10 % aller gelernten Arbeiter, mittlere Löhne (zwischen 40 und 50 M. die Woche) 40 bis 45 %, so daß etwa die Hälfte aller Arbeiter weniger als 40 M. die Woche verdient. Von den technischen und kaufmännischen Angestellten verdienen 8 bis 10 % monatlich 450 M. und darüber, 60 % zwischen 200 und 250 M., der Rest ein Drittel aller Angestellten, muß sich mit weniger als 200 M. begnügen. Ein Sechstel aller Angestellten kommt nicht über 150 M. monatlich. Von den 22 Millionen Lohn- und Gehaltsempfängern zahlen in Deutschland 8 Millionen keine Lohnsteuern, da ihr Einkommen noch unter der Steuergrenze von monatlich 100 M. liegt. CSP

Anfang 1929 waren in Deutschland 5013 Lichtspieltheater mit 1 874 518 Sitzplätzen gegen 4460 mit 1 688 485 Sitzplätzen zu Anfang des Jahres 1928 in Betrieb.

Die Haager Gesellschaft zur Verteidigung der christlichen Religion stellt — bis 15. 12. 30 — das Preisthema: „Die philosophische Bedeutung der heutigen naturwissenschaftlichen Begriffsbestimmungen."

Von Personen. Berufen: Privatdozent Dr. Joseph Lortz in Würzburg als Professor der Kirchengeschichte nach Braunsberg. Lehrauftrag: Missionsdirektor der hanseatischen Kirchen Dr. Freytag in Hamburg für Missionswissenschaft in Hamburg. Promoviert: Professor des Kirchenrechts Dr. Holstein, Greifswald, und Direktor der Antikenabteilung der Berliner Museen Geheimrat Th. Wiegand zu DD. von Greifswald; Hauptpastor Theodor Knolle zum D. von Halle. Gestorben: Kirchenpräsident D. Johannes von Merz in Stuttgart. E St

Aus Zeitschriften

Es ist das Mißgeschick des alten Pazifismus, wie er etwa von Quidde und Gerlach vertreten wird, daß alles, für was er sich durch lange Jahre eingesetzt hat, sich heute über die verwegenste Erwartung hinaus erfüllt hat, ohne daß der Brandgeruch in der Welt schwächer geworden wäre. Völkerbund, Locarno, Kelloggpakt — wer hätte jemals an solche Möglichkeiten als nahe bevorstehend geglaubt. Aber die Kriegsgefahr ist trotz all dem nicht geringer, sondern eher größer geworden. Aber es ist auch das Mißgeschick der jüngsten, der militantesten Gruppe, die die individuelle Kriegsdienstverweigerung propagiert, daß auch ihre These von der Entwicklung überflogen wird, ehe sie noch richtig Verbreitung gefunden hat. Denn sie setzt die Vorstellung voraus, daß auch der nächste Krieg nicht viel anders sein wird als der vergangene.

v. Ossietzky Unselig sind die Friedfertigen „Weltbühne" 8 vom 19. Februar

*

General Reinhardt wendet sich gegen die übertriebene Behauptung, der letzte Krieg sei der fürchterlichste gewesen, der sich jemals auf diesem Planeten ereignet habe, und der nächste würde noch zehnmal schlimmer sein. Nach seiner Ansicht würde es die beste Friedenspolitik sein, diesen Propheten der unbegrenzten Kriegsschrecken entgegenzutreten und einen neuen Versuch zu machen, die Bewegung für eine freiwillige Annahme der humanen Kampfesmethode zu gewinnen. ...

Wenn man die Gründe, die zu den Kriegen führten, auszuschalten vermöge, dann bestehe eine Berechtigung für den Glauben, daß der Krieg auszuschalten sei. Die Hauptgründe für den Krieg seien Ungerechtigkeit, die Unterdrückung des Rechtes der Selbstbestimmung, die Verminderung der notwendigen Entfaltungsmöglichkeiten, insbesondere der Überseemöglichkeiten und demütigende Behandlung von Nationen. ... Wenn die Bestimmungen des Versailler Vertrages ersetzt würden durch angemessene Ergänzung, Freiheit, Selbstbestimmungsrecht und ehrenhaften Wettbewerb, dann würde der nächste Krieg in eine fernere Zukunft gerückt sein.

Reinhardt in „Daily News" Anfang April

*

Wir geben in diesem Jahre 117 Millionen Pfund Sterling für Vorbereitungen zum Abschlachten von Menschen aus. Ein Jahr vor dem Kriege hatten wir 75 Millionen dafür aufgewendet. Und schon damals fanden alle, daß dies eine erschreckende Summe sei. Aber damals drohte uns eine äußerst mächtige Flotte, die nur 36 Stunden von unserer Küste stationiert war. Diese Gefahr ist jetzt verschwunden. ...

Die einzige Gewähr für Aufrichtigkeit und Vertrauen ist Verminderung der Rüstungen. Ein von großen Rüstungen begleiteter Friede ist ein Schwindel und wird bald in einer Explosion enden. Wir müssen auch für den Frieden etwas wagen.

Lloyd George in der Albert Hall am 26. März

*

Wenn man die Weltgeschichte mit dem Ultramikroskop durchsucht, wird man keinen einzigen Fall finden, wo die Menschen etwas Vernünftiges nur aus Vernunft getan haben. Allemal ist es eine optische Täuschung, ist es von der geänderten Technik erzwungen worden. Nicht die Vernunft erzwang 1495 endlich den ewigen Landfrieden, sondern die Kanone, die jede Fehde benachbarter Burgen mit der Zertrümmerung beider enden ließ. Nicht der Raubritter wurde verständiger, sondern die Feuerwaffe raubte ihm die Überlegenheit seiner Rüstung, seines Burgwalls. Nicht Verträglichkeit, sondern die Eisenbahn veranlaßte die Deutschen, mit dem Zollverein die wirtschaftliche, und damit die Vorbedingung der politischen Einigung zu schaffen. Was einst Kanone, Burg, Eisenbahn waren, ist heute Giftgas, Großstadt, Flugzeug. Hugo Hugin „Deutsche Republik" Heft 70 vom 27. April 1929

*

Welche Wendungen diese Entwicklung der modernen Kriegstechnik nehmen wird, kann Niemand voraussehen. ... Wenn der letzte Krieg mit Millionen von Toten endete, so wird der nächste mit ihnen anheben. In dieser Lage gibt es für eine Nation kein besseres Los, als daß sie gehindert ist, den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht zu verwirklichen und den sich jagenden kampftechnischen Vervollkommnungen zu folgen. Da der Wehrgedanke bis zum Irrsinn entartet ist (man sieht hieran, daß Demokratie und Krieg sich innerlich ausschließen und daß der Krieg sich nicht demokratisieren läßt, ohne sich völlig zu bestialisieren), so ist Wehrlosigkeit der erwünschteste Zustand, in dem ein Volk sich gegenwärtig befinden kann, bis neue Dinge im Ringen der Völker zu werden beginnen. Es gibt für Deutschland heute keinen zuverlässigeren Schutz als seine militärische Wehrlosigkeit. Der Ruhrkampf schon, den Frankreich in der Stunde verlor, da wir verständig genug waren, zu kapitulieren, hat diese Lehre erteilt. Wer uns angreifen will, stößt ins Leere. Dieses militärische Vakuum ist Deutschlands beste Sicherheit. ...

Im Weltkriege haben die politischeren Völker gesiegt und sind die militärischeren unterlegen — unterlegen teilweise bis zum Verlust ihrer staatlichen Existenz. Die Welt setzte (was uns völlig unbegreiflich schien) auf die bessere Politik, nicht auf das bessere Militär. Und von uns wissen wir, daß das bessere Militär dazu beigetragen hat, die bessere Politik zu verhindern.

Die Erziehung zu einem Staatsethos, welches das wirkliche Wehrethos, das überzeitliche „ewige" Wehrethos, in sich einschließt, ist ... ein ungeheuer langer, mühseliger Prozeß, in dem wir Deutschen die Versäumnisse von Jahrhunderten nachzuholen haben. Dieser Prozeß hat mit Schießenlernen, Fechtenlernen, Marschieren und Exerzieren nichts zu tun. Er hat schon Wesentlicheres zu tun mit der allgemeinen körperlichen Ertüchtigung eines Volkes — und da kommt ihm ja der Welttrieb zu solcher Ertüchtigung wesensgemäß entgegen. Aber wir wissen, daß auch diese Bewegung nicht an und für sich schon der Volksmoral dient; daß auch sie in Rekordfieber, Professionalität, Muskelsadismus und Gliedernarzißmus entarten kann. Auch sie hat erst ihre sittliche Durchdringung von der geistigen Erziehung her zu empfangen. Im Mittelpunkte dieser Erziehung aber steht für den Deutschen die Erziehung zur Wahrhaftigkeit im umfassendsten Sinne: zum Bürgermut, zur Herrschaft der Gesinnung und ihres furchtlosen Bekenntnisses über jede Ängstlichkeit vor materiellen Nachteilen, zur Achtung abweichender Überzeugung anstatt ihrer Ächtung. Ohne diese seelisch-sittlichen Voraussetzungen gibt es keine echte Wehrhaftigkeit, die vor den wirklichen Krisenstunden eines Volkes und seines Staates standhielte.

Hellpach Wehrhaftigkeit? — Wahrhaftigkeit! „Frankfurter Zeitung" 239 vom 30. März

Verschiedenes

Osterartikel in einem Sonntagsblatt

Unsre wirtschaftliche und politische Lage schwarz in schwarz zu malen gehört heute zum Stil vieler kirchlicher Zeitschriften. Sie ist schwer genug. Und daß die Osterzeit dazu förmlich auffordert, der Gemeinde vorzuhalten, daß sie „mit Christo leiden" möge, damit sie auch „mit Christo auferstehe", verstehen wir sehr wohl. Aber ist das nun wirklich eine fromme, religiöse Betrachtung, wenn von unsrer Zeit und Lage leidenschaftliche Zerrbilder hergerichtet werden? Neulich erlebten wir, daß das Kasseler Sonntagsblatt und ein evangelischer Dekan wegen solcher Extravaganzen vom Richter

zu einer recht ernsten Strafe verurteilt wurden. Dafür müssen sie es schon schlimm getrieben haben.

Das war nun wohl kein Osterartikel. Aber ein „Evangelisches Sonntagsblatt für Bonn und Umgegend" Nr. 14 vom 7. April leistet sich nach einem Spittaschen Osterliede und einer Betrachtung über Joh. 20, 19 f. („und spricht zu ihnen: Friede sei mit euch") eine weitere Betrachtung über „Deutsche Ostern", in der es heißt (den Zusammenhang kann man sich leicht ergänzen):

„Die Parteien, die uns durch Meineid und Hochverrat den Feinden ausgeliefert haben und darum unter der Oberhoheit der Feinde regieren dürfen, beuten das Gemeindewesen rücksichtslos für sich und die Ihren aus. Unsre alten Überlieferungen werden durch emporgespülte Schächer täglich geschändet — der Volks- und Landesverrat spreizt sich ehr- und schamlos auf den Gassen."

Wohlgemerkt: es ist von Deutschland die Rede!

Das Evangelische Sonntagsblatt für Bonn und Umgegend pflegt damit eine Sprache, der man in gewissen politischen Hetzblättern zu begegnen gewohnt ist. Vielleicht wurde der Artikel aus einem solchen entnommen: die Redaktion rühmt diese Quelle als eine „prächtige Wochenschrift". Jedenfalls aber bietet ihn ein evangelischer Pastor seiner evangelischen Gemeinde dar. In einem Blatte, das die Gemeindeglieder vielleicht schon des Kirchenzettels und andrer Gemeindenachrichten wegen halten. Keinerlei Rücksicht auf die politische Stellung Etlicher, die doch auch zur Gemeinde gehören. Keinerlei Gefühl für die Pflicht einer evangelisch-kirchlichen Presse, inmitten unsers zerrissenen Volkes ein Gemeinsames zu pflegen und auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Statt dessen eine förmliche Einladung politisch anders Gesinnter zum Kirchenaustritt: „Ihr Volks- und Landesverräter, laßt uns in unsrer Kirche allein!" Und die christliche Leserschaft läßt sich das gefallen? R

Kleine Mitteilungen

Zu unsrer Klage in Nr. 8 Sp. 413 über die Unlust der Zeitungen, der Wahrheit, wenn sie dem Gegner günstig ist, die Ehre zu geben und Falschmeldungen, die sie gebracht haben, womöglich unter sensationeller Aufmachung, zu berichtigen, schreibt uns ein freundlicher Leser: in Sachen Foersters habe der von uns auch genannte „Tag" unter dem 24. 3. eine Zuschrift von Generalsuperintendent D. Dibelius gebracht, welche von der Rechtfertigung des Betroffenen Kenntnis gibt. Dazu können wir nur sagen: Das wäre ja noch schöner, wenn eine anständige Zeitung eine Erklärung von so autoritativer Seite nicht wiedergeben wollte! Aber was hätte geschehen sollen? Wie ein Lauffeuer hätte die Berichtigung jener sensationellen Meldung durch die Blätter gehen müssen! Aus dem „Tag" durch die übrigen Kanäle der Verleumdung! — Von unsrer Notiz in Nr. 8 wollen wir ja eine solche Wirkung nicht begehren. Dafür sind wir zu bescheiden. Oder sollte sie doch irgendwo ein Echo gefunden haben? Wo??

Eine schwer wiegende Nachricht bringt unsre heutige Chronik. Disziplinaruntersuchung gegen Pfarrer Eckert in Mannheim wegen seines religiössozialen Flugblatts. Auch die Thüringer Kirchenbehörde hat sich bereits damit beschäftigt. Das Flugblatt enthält starke Anklagen gegen die Kirche. Wir können uns nicht hier beiläufig, vor Redaktionsschluß, damit auseinandersetzen. Darum heut nur Zweierlei: 1. Eckert ist Pfarrer und klagt in seiner Kirche sich selbst mit an. 2. Er klagt auf Grund eines Kirchenideals, das er hat, und an dem er nun die empirische Kirche mißt. Da kann also von bloßer Beleidigung und Ehrverletzung kaum die Rede sein. Vgl. was er zu der vermutlich inkriminierten Stelle im Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes Nr. 16 vom 21. April sagt. (Verlag Karlsruhe-Rüppur, Blütenweg 2.)

Aus meinen Bemerkungen zu der Angelegenheit Rittelmeyer-Wittig in Nr. 9 Sp. 461 ist leider, wie ich merke, nicht deutlich geworden, daß Herr Lic. Dr. Rittelmeyer überhaupt in keinerlei Weise eine Einladung an D. Wittig ergehen ließ. Damit entfällt nun vollends jeder Anlaß zu der kränkenden Bemerkung über die Christengemeinschaft in unsrer Nr. 3 Sp. 131 Z. 5.

Nicht nur der Beitrag, den uns D. Wendland aus dem Nachlaß des Hermann v. d. Goltz hervorgeholt hat, auch die meisten andern Artikel dieser Nummer dürfen uns einen Gruß an den Evangelisch-Sozialen Kongreß bedeuten. Er findet sich zum 36. Mal in Frankfurt a. M. zusammen. Hauptthemen: 22. Mai „Die Berufsethik des Arbeitgebers", 23. „Die Berufsethik des Arbeitnehmers". Saalbau. Eröffnungsgottesdienst in der Matthäuskirche am 21. abends 8 Uhr.

In Bad Nauheim findet eine Ausstellung neuer kirchlicher Kunst statt. In Verbindung damit tagt vom 3.—5. Juni die Liturgische Arbeitsgemeinschaft für Hessen. Näheres durch Pfarrer Knodt in Bad Nauheim. R

Jungevangelische Tagung für Kirchenpolitik

Am 11. und 12. Juni d. J. wird in Marburg eine Tagung für Kirchenpolitik stattfinden, die zunächst in den Kreisen der jüngeren Theologen und dann auch unter den Laien für die Teilnahme an der Kirchenpolitik werben möchte, und zu der hierdurch alle diejenigen eingeladen werden, die des verantwortungslosen Zusehens überdrüssig sind. In den beiden letzten Jahren hat sich ein kleiner Kreis jüngerer Theologen zusammengefunden, die aus den verschiedensten Gruppen und Bünden stammen (B. d. J., Christdeutsche, Neuwerk, Berneuchen, Rel. Sozialisten, Sydower, Konferenzen jüngerer Pfarrer usw.) und den verschiedensten theologischen Richtungen angehören. Unsere gemeinsame Überzeugung ist:

1. **daß die Arbeit für die empirischen Kirchen, und damit auch die Kirchenpolitik, eine religiöse Pflicht ist, und daß die bloß zuschauende und kritisierende Haltung einen Mangel an Glauben und Liebe bedeutet;**
2. **daß die theologischen Schulgegensätze, so wichtig sie für die theologische Arbeit sind, keine wirkliche Grundlage für die kirchenpolitische Arbeit abgeben;**
3. **daß die entscheidende Frage auf kirchenpolitischem Gebiete heute lautet: wie vertragen sich kirchliche Machtpolitik und Kirchenpolitik aus dem Glauben?**

Ziel der Marburger Tagung ist nicht die Gründung einer neuen kirchenpolitischen Partei neben den bestehenden. Anderseits ist der Kirche in der gegenwärtigen Lage nicht gedient mit zusammenhangslosen Meinungsäußerungen und Maßnahmen Einzelner. Notwendig ist vielmehr eine gemeinsame Willensbildung und Willenskundgebung der Jüngeren, die sich bisher stark zurückgehalten haben. Wir beabsichtigen daher:

a) **Klärung der gegenwärtigen kirchenpolitischen Lage;**
b) **Sammlung aller derer, die (heute vereinzelt und deshalb vielfach hoffnungslos) für eine grundsätzliche Neuorientierung der Kirchenpolitik eintreten;**
c) **Beratung praktischer Maßnahmen.**

Die Teilnahme an der Tagung soll nicht an ein bestimmtes Lebensalter, sondern nur an die gemeinsame Grundüberzeugung gebunden sein. Wir sind allerdings der Meinung, daß im allgemeinen die Jüngeren auf deren Entwicklung der Krieg noch einen entscheidenden Einfluß ausgeübt hat, auch die durch die Trennung von Staat und Kirche geschaffene Lage anders beurteilen werden als die Mehrzahl der Älteren.

Vorgesehen sind zwei Vorträge: Grundsätzliche Ausführungen über das Thema „Der Machtwille der Kirche" von Professor Lic. Otto Piper-Göttingen; und die Konkretisierung der kirchenpolitischen Problematik durch ein Referat von Pfarrer Lic. Hermann Schafft-Kassel über „Die Konfirmationsnot".

Die Teilnehmer werden in Marburg preiswert untergebracht werden. Die Reisekosten werden wir auf alle Teilnehmer umlegen, um auch den Fernerwohnenden die Teilnahme zu ermöglichen.

Nähere Auskunft erteilt: Pfarrer Heinz Brunotte, Hoyershausen, Post Brunkensen, Bez. Hannover.

Anmeldungen für Quartier und Verpflegung an Pfarrer Lic. Wilhelm Thomas, Ockershausen bei Marburg a. L.

Pfarrer Heinz Brunotte, Hoyershausen — Pfarrer D. Jeep, Braunschweig — Jugendpfarrer Heinz Kappes, Karlsruhe — Prof. Lic. Otto Piper, Göttingen — Pfarrer Lic. Hermann Schafft, Kassel — Pfarrer Georg Schulz, Drakenstedt — Pfarrer Lic. Wilhelm Thomas, Marburg — Pfarrer Wilhelm Wibbeling, Hellstein.

(Vgl. Evangelische Wahrheit, Hannoversche Monatsschrift, Hannover, Heinrich Feesche. Mai-Nummer 1929: „Die Hannoversche Konferenz jüngerer Theologen".)

Versammlungskalender

19.—20. Mai Evangelischer Reichsjugendtag Stuttgart
20.—21. Mai Vierhundertjahrfeier der Protestation Speier
21.—23. Mai Evangelisch-Sozialer Kongreß Frankfurt a. M.
21.—25. Mai Studienfreizeit für Organisten usw. Spandau
22.—24. Mai Reformierter Bund Bentheim
23.—25. Mai Lehrgang für evangelische Jugendführung Lübeck
24.—27. Mai Evangelischer Bund (Brandenburg) Berlin-Wilmersdorf
25.—27. Mai 400jahrfeier der Reformation Hamburg
25.—26. Mai Deutsch-Evangelischer Sonntagsbund Kassel
30. Mai Theologische Konferenz Gießen
2.— 4. Juni Theologische Universitätslehrer der baltischen Länder Riga
2.— 5. Juni Diasporamission (UEPUV) Breslau
3.—5. Juni Liturgische Arbeitsgemeinschaft Bad Nauheim
5.— 7. Juni Weltbund für Freundschaftsarbeit, Regionalkonferenz, Königsberg
3.—17. Juni Pfarrerzeit Elmau
14.—18. Juni Evangelische Arbeitervereine Deutschlands Breslau
26. Juni bis 4. Juli Lutherischer Weltkonvent Kopenhagen
15.—27. Juli Theologischer Ferienkursus Berlin
8.—21. August Weltkonferenz für Erneuerung der Erziehung Helsingör
27.—29. August Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte Lund
2.— 9. September Fortsetzungsausschuß Stockholm Eisenach
9.—12. September Deutscher Pfarrertag Bonn
12.—14. September Marburger Religionsgespräch Marburg
15.—20. September Gustav Adolf-Verein Breslau
18.—20. September Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Berlin
25.—28. September Deutsche Philologen und Schulmänner Salzburg
1.— 3. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Eisenach
4.— 6. Oktober Evangelischer Bund Koblenz
7. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel

Protestantenblatt, Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke
Inhalt Nr. 18: Speyer (Siems). Rogate (Walter). Stöcker (Schubring). Allerlei Kirchenpolitisches vom Tage (Schubring). Etwas über alt und jung (Rasch). Von gestern und heute (Deutschkirche, Jungevangelische Tagung für Kirchenpolitik). Büchertisch.
Inhalt Nr. 19: Die Neuangemeldeten (Siems). Aus der furchtbaren Hungersnot in China (Witte). Junge und Alte. Altes und Neues (Schlatter). Von gestern und heute (Katechismusfeier, Königsgeburtstag im Gesangbuch).

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

In Graz, Steiermark, ist zum 1. September l. J. in der Gemeinde der Heilandskirche die Stelle eines **Vikars** neu zu besetzen. Religionsunterricht und Jugendpflege bieten ein dankbares Arbeitsfeld. Junge Theologen (auch mit nur 1. theologischer Prüfung) werden herzlich eingeladen zum Dienst in dieser großen Gemeinde.

Anfragen und Bewerbungen sind zu richten an Pfarrer **Friedrich Ulrich, Graz**, Postfach 221.

Bei Bewerbungen Lebenslauf und wenn möglich Bild erbeten.

Heim der Freunde der Christlichen Welt

Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6

Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Behaglich eingerichtete Zimmer. Gute Verpflegung. Auf Wunsch vegetarische oder diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde und Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt.

Anfragen an die Hausmutter Frau Blume. Fernsprecher 270.

Arbeiten zur Kirchengeschichte

Herausgegeben von

Emanuel Hirsch und **Hans Lietzmann**

Band I: **Petrus und Paulus in Rom.** Von Hans Lietzmann. Mit 13 Taf. Zweite, neubearbeitete Aufl. VIII, 315 S. 1927. 17.—, geb. 19.—

Band II: **Luther und Boehme.** Von Heinrich Bornkamm. VIII, 300 S. 1925 11.—

Band III: **Die Rechtfertigungslehre auf dem Tridentinischen Konzil.** Von Hanns Rückert. VIII, 281 S. 1925. 15.—

Band IV: **Cyprianische Untersuchungen.** Von Hugo Koch. XII, 493 S. 1926. 18.—

Band V: **Die Religion Michelangelos.** Von Hermann Wolfgang Beyer. VI, 159 S. 1926. 5.50, geb. 7.50

Band VI: **Die theologische Entwicklung Casparo Contarinis.** Von Hanns Rückert. VII, 108 S. 1926. 4.—

Band VII: **Karl Holl †.** Zwei Gedächtnisreden von Adolf Harnack und Hans Lietzmann. 20 S. 1926. 1.—

Band VIII: **Messe und Herrenmahl.** Eine Studie zur Geschichte der Liturgie. Von Hans Lietzmann. XII, 263 S. 1926. 12.—

Band IX: **Oliver Cromwell** Seine Religion und seine Sendung. Von Lic. Helmuth Kittel, Göttingen. IX, 262 S. 1928. 15.—, geb. 16.50

Band X: **Das Reich Gottes auf Erden.** Utopie und Wirklichkeit. Eine Untersuchung zu Butzers „De regno Christi" und zur englischen Staatskirche des 16. Jahrhunderts. Von Lic. theol. Wilhelm Pauck, Assistant-Professor der Kirchengeschichte am Chicago Theological Seminary, Chicago, Ill. III, 208 S. 1928. 10.—

Band XI: **Eusebius als Historiker seiner Zeit.** Von Richard Laqueur. X, 227 S. 1929. 18.—

Band XII: **Ambrosius von Mailand als Kirchenpoltiker.** Von Hans Freiherr von Campenhausen. XV, 290 S. 1929. 18.—

Band XIII: **Luthers Vorlesung über den Hebräerbrief.** Herausgegeben von E. Hirsch und H. Rückert. Erscheint im April 1929.

Band XIV: **Die Mystik des Marsilio Ficino.** Von W. Dress. Im Druck.

Band XV: **Die Anfänge von Luthers Christologie.** Von E. Vogelsang. Im Druck.

Wir liefern unter Bezugnahme auf diese Anzeige ein ausführliches achtseitiges Verzeichnis über unsere neuen theologischen und religionswissenschaftlichen Werke kostenlos.

Walter de Gruyter & Co, Berlin W. 10, Genthiner Str. 38

Sommerhäuschen am Rheinhöhenweg

als **Wochenend-** oder **Ferienheim** mit Selbstverpflegung oder Pension zu verm.

Fürs Haupthaus zu **2 Pensionären** (U III und U II, Auslanddeutsche) ein dritter gesucht. Nachhilfeunterricht oder (und) Besuch benachbarter Oberrealschule mit r.-gymn. Abteilung.

Anfragen an Pfarrer **Krüger-Velthusen, Biebernheim** bei St. Goar.

Johannes Biehle

Die Tagung für Orgelbau

vom 27.—29. September 1928

im Institut für Raumakustik, Kirchenbau, Glockenwesen und Kirchenmusik an der technischen Hochschule Berlin

Herausgegeben vom Verbande der Orgelbaumeister Deutschlands Mit 18 Bildern auf Kunstdruckpapier, kartoniert M. 5.50, in Leinen gebunden M. 7.—

Behandelt die Grundfragen der Orgelbaubewegung. — Inhalt: Das Problem der Pfeifenlade und der Traktur — Die Sammlung für Orgelbau — Die Orgel als Problem der angewandten Akustik — Die klangliche und liturgische Eingliederung der Orgel in den Kirchenraum — Windbeschaffung und Windmessung — Ausblick im Orgelbauwesen — Die Gasparini-Lade / Der Bericht enthält außerdem: Tagesordnung — Aussprachen — Nachwort — Veröffentlichungen von Johannes Biehle

Ausführliche Prospekte über „Deutsche Orgelkunst, Buch und Musik", kostenlos

IM BÄRENREITER-VERLAG ZU KASSEL

Das Evangelische Ansgar-Schwestern-Seminar in Bremen

nimmt christlich gesinnte junge Mädchen im Alter von 20—35 Jahren mit höherer Schulbildung (ausnahmsweise auch solche mit guter Volksschulbildung) zur Erlernung der Krankenpflege auf. Die zweijährige Ausbildung erfolgt in den staatlichen Krankenanstalten. Die Ansgarschülerinnen verpflichten sich, nach Ablegung des in allen deutschen Ländern anerkannten Krankenpflegeexamens noch ein Praktikantinnen-Jahr zu absolvieren. Die Ausbildung erfolgt kostenlos. Monatliches Taschengeld.

Bei äußerer und innerer Eignung können die Schülerinnen, sowie auch **anderwärts ausgebildete und erfahrene Schwestern**, die im Besitz des Krankenpflegezeugnisses sind, in die Ansgar-Schwesternschaft aufgenommen werden, in der sich ihnen eine befriedigende Lebensstellung und verantwortliche Mitarbeit bietet.

Zu jeder näheren Auskunft ist die Direktion des Bremer Ansgar-Schwestern-Seminars (Pastor Urban, Bremen, Wielandstraße 13a und Oberin von Behr, Bremen, Hornerstraße 60) bereit, an die auch die Meldungen einzureichen sind.

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 8

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merieburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Neueste RGG

für 64 M., event. in Raten (statt 96 M.) I. und II. Band samt fortlaufender Subskription (monatl. 3.60 M.) **verkauft** Pfarrer **H. Grumbt**, Niederschöna, Ab. Freiberg (Sa.)

Gebildete Schwedin sucht von Mitte Juni ab 14 Tage Aufenthalt als zahlender Gast in jungem Pfarrhause auf dem Lande in Mecklenburg oder Thüringen. Schöne Gegend und geistige Anregung erwünscht. Antwort baldmöglichst an Fräulein **Maja Sandberg, Lund**, Schweden.

Junge Dame, 31 Jahre, musikalisch, kinderlieb (Lyz., Mädchenschule, mehrjährige Tätigkeit im Haush. auf d. Lande), christl. eingest., sucht 1. Juli od. sp. **Wirkungskreis in Pfarrhaus, Gemeinde oder dergl.** Angebote unt. **Nr. 10** an die Geschäftsstelle dieses Blattes erbeten.

Anzeigen

in der „Christlichen Welt" finden weitgehende Beachtung in den besten geistig hochstehenden Kreisen und ihrer Frauenwelt!

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halbe Gebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 16 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 1. Juni

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des **Neuwerk-Verlages, Kassel**, bei. Um freundliche Beachtung wird gebeten.